

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

- Coloured pages/
Pages de couleur
- Pages damaged/
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/
Pages détachées
- Showthrough/
Transparence
- Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- Continuous pagination/
Pagination continue
- Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

- Title page of issue/
Page de titre de la livraison
- Caption of issue/
Titre de départ de la livraison
- Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

| | | | | | |
|--------------------------|--------------------------|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 10X | 14X | 18X | 22X | 26X | 30X |
| <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12X | 16X | 20X | 24X | 28X | 32X |

ARMELITE

RUNDSCHAU

VOM



ST. MICHAEL'S LIBRARY

Berge Karmel.

1. Jahrgang.

Oktober 1897.

No. 1.

13214

„Rundschan vom Berge Karmel.“

Die einzige deutsch-amerikanische Monatschrift, welche der Verehrung der Mutter Gottes und der Verbreitung ihres Skapulier's gewidmet ist.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit, Pappst Leo XIII., approbirt von den höchsten kirchlichen Autoritäten.

* * * * *

Abonniert auf sie: Leset sie: Verbreitet sie!

* * * * *

Very Rev. J. J. Freidt, O. C. C.,
Herausgeber.

Wm. Keilmann,
Redakteur.

Oktober, 1897.

Der Kalender des Monats Oktober.

(Nach dem Ritus des Karmeliter-Ordens.)

- | | |
|--|---|
| 1. F. Thomas von Villanova. | 17. S. Mariä Reinheit. |
| 2. S. Schutengelfest. | 18. M. Lukas. |
| 3. S. Rosenkrantzfest. | 19. D. Petrus von Alfantara. |
| 4. M. Franz von Assisi. | 20. M. Johann Cantius. |
| 5. D. Oktav vom hl. Michael. | 21. D. Hilarion. |
| 6. M. Oktav des heil. Erzengels Michael. | 22. F. Oktav der hl. Theresia. |
| 7. D. Marcus, P. | 23. S. Stephan, Pappst. |
| 8. F. Brigitta. | 24. S. Raphael. |
| 9. S. Dionysius. | 25. M. Stephan. |
| 10. S. Mariä Mutterwürbe. | 26. D. Fest der Ueberführung der Leiche des hl. Andreas Corsini. |
| 11. M. Bruno. | 27. M. Evaristus. |
| 12. D. Anacletus. | 28. D. Simon und Judas. |
| 13. M. Eduardus. | 29. F. Zephyrinus. |
| 14. D. Calixtus. | 30. S. Serapion. |
| 15. F. Theresia. | 31. Ursula. |
| 16. S. Maria von der Menschwerdung. | |



Unsere liebe Frau vom Berge Karmel.

Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

October, 1897.

Nummer 1.

„Unsere liebe Frau vom Berge Karmel.“

Rosig um des Karmel Höhen
Goldgewebte Schleier wallen,
D'raus des Thaues blinke Zähren
Wie ein Perlenregen fallen.

Morgenfrischer Odem kühllet
Alle süßen Blumen-Augen,
Und des Haines Vogel-Hymnen
Die balsam'ichen Lüfte saugen.

Durch die sanftgewellten Thale
Eine Jungfrau sinnend schreitet,
Eine Jungfrau, d'rum die Erde
Selbst der Himmel heut' beneidet.

Und sie wandelt auf dem Kief'gen
Pfad hinan die Bergeslehne,
Grüßet droben bei der Pforte
Des Elias fromme Söhne.

Bringt den greisen sehnsucht-kranken
Vätern der Verheißung Kunde,
Die erschauernd sie vernommen
Aus des Engels heil'gem Munde.

O, da rinnen Freude-Thränen;
Ei, welch' hehrer Sang erklinget,
Da zuerst von Menschenlippen
Hier das Ave weithin bringet. — —

In dem Thal des Niagara
Wilbe Catarakte rauschen,
Ihres Todesstunzes Donner
Rings die Felsenwände lauschen.

Hämmer lärmten; Schlote rauchen;
Der Maschinen tosend Summen
Will, von ew'ger Kraft getrieben,
Ruh'n nie und nie verstummen.

Doch so milde in die Tiefe
Aus Mount Karmels Kloster nieder,
Wie ein Lied der Sphären, tönt das
Ave der Marien-Brüder.

Ladet jetzt zu Abendfrieden
Bei der Mutter voll der Gnaden
Jede Hand und jedes Herze,
Die so müd' und schmerzbeladen.

Größ're Liebe hat ja nimmer
Einer Seele Noth erfahren,
Als die zu Maria's Füßen
Sich gerettet in Gefahren.

Ave-Gruß erschallet wohnig
Nah und fern, aus Wald und Wogen,
Und den Abgrund überbrückt ein
Sichtumblihter Sonnen-Bogen.

Wilhelm Reilmann.

Aus dem Blumen-Garten vom Berge Karmel.

Von Very Rev. Anastasius J. Kreidt, D. C. C.



Auf der ersten Seite des Evangeliums finden wir den theuren Namen Maria. Auf der ersten Seite der Geschichte der Christlichen Kirche finden wir denselben Namen. Das Geheimniß der Fleischwerdung fängt an mit der ehrfurchtsvollen Begrüßung der Gebenedeiten Jungfrau durch einen Erzengel. Den erhabenen Lehren der Kirchenväter zu Folge wird die Kirche auf Berg Calvary geboren, in dem Augenblicke, da das Herz des Gottmenschlichen durchbohrt wird und seinen letzten Blutstropfen vergießt in der Gegenwart von ihr, welche Er, der Sohn, als kostbarstes Vermächtniß der Kirche hinterläßt, indem er ihr die Mutterstelle an Seinen Jünger überträgt.

Wir finden das Bildniß Marien's in den Katakomben. Die Schriften der ersten Kirchenväter sind voll von Lobpreisungen der Gebenedeiten. Die ältesten Liturgien enthalten Gebete zu der Gottesgebäuerin. In unseren Tagen ertönt zu Ehren der Jungfrau dasselbe Magnificat, das einst die todesmuthigen Märtyrer im Kolosseum anstimmten. Mit Entzücken lauschen wir der glühenden Beredsamkeit jener heiligen Bischöfe, die in edelster Sprache die Reinsten der Reinsten feierten. In jenen glaubensstarken Jahrhunderten, die ihren Abschluß im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts finden, entstanden die zwei Formen der Verehrung Maria's, welche den Gläubigen als das Skapulier und der Rosenkranz bekannt sind.

Wie bekannt, wurden beide Andachten, die des Skapulier's und die des Rosenkranzes, von der Unbefleckten Königin des Himmels inspirirt. Dem Heiligen Dominicus, dem erhabenen Gründer des Dominicaner-Ordens, gab die Himmelskönigin den Rosenkranz als mächtigste Waffe in seinem

unentwegten Kampfe gegen Kezerei und Sünde. Der Hl. Simon Stock, der sechste General des Karmeliterordens, erhielt von Maria das Skapulier als die Uniform ihrer persönlichen Diener und als Unterpfand ihres mächtigen Schutzes und Fürwortes im Leben und Tod.

Wie die ersten Christen die Andacht zur Allerseligsten Jungfrau als Kennzeichen eines rechtläubigen Mitgliedes der Kirche betrachteten, so sind heute Skapulier und Rosenkranz die Kennzeichen der Katholiken, welche in Wort und That treue Kinder unserer heiligen Kirche sind. Es ist in der That schwierig einen frommen Katholiken zu finden, welcher nicht diese beiden Andachtsübungen pflegt, die dem göttlichen Sohne Marien's so angenehm und der Seele von so großem Nutzen sind.

Es giebt keinen Priester der heiligen Kirche, welcher nicht den Rosenkranz betet und das Skapulier trägt. Der Papst und seine Cardinäle, die Erzbischöfe und die Bischöfe, Weltpriester und Mönche auf dem ganzen Erdball tragen das Skapulier und beten den Rosenkranz.

Dem Wunsche des Heiligen Vaters gemäß betet, wie er, die ganze katholische Kirche die Gesetze des Rosenkranzes.

Millionen katholischer Laien empfangen aus den Händen seelenehriger Priester das Skapulier; das Kind, das sich zum erstenmale dem Tische des Herrn naht und der Creis auf seinem Sterbebette. Es giebt keinen Missionär, in dessen Ausstattung diese Waffe gegen Sünde und Rückfall nicht zu finden wäre. Es giebt kein Kloster—Männer oder Frauen—, welches diese Gabe der Gottesmutter nicht austheilt.

Und trotzdem! Wie viele Tausende giebt es, die das Skapulier nicht empfangen—oder solche—die, nachdem sie es empfangen,

nicht tragen? Dann giebt es Ungezähle, welche das Skapulier zwar tragen, aber nur sehr wenig davon wissen.

Wie viele unter denen, die das Skapulier tragen, könnten Fragen beantworten wie die folgenden: Was bedeutet das Skapulier? Warum wird es das Skapulier unserer Frau vom Berge Carmel genannt? Unter welchen Bedingungen darf man es tragen? Worin bestehen seine Privilegien?

Ein muthiger und apostolischer Schriftsteller, Don Carolay Salvan, hat soeben ein Werk veröffentlicht, dessen Titel: „Das sociale Uebel—seine Ursachen und seine Heilung“ lautet. In diesem merkwürdigen Buche bezeichnet er Unwissenheit in religiösen Dingen und Uebungen als das größte Uebel in jenen Ländern, welche katholisch genannt werden. Diesem Mangel an religiöser Erkenntniß schreibt er den Skepticismus und Materialismus zu, welche furchtbare Verbreitung gefunden haben unter Völkern, die einst zu den eifrigsten Kindern der Kirche gehörten.

Wenn dies wahr ist in Bezug auf katholische Länder, in denen die Traditionen der Heiligen noch ihre Wirkung ausüben, in denen die imposanten Ceremonien der Kirche vor den Augen der Bevölkerung stattfinden, in denen katholische Andachtsübungen den Gläubigen in Fleisch und Blut übergegangen sind—so ist es nicht weniger wahr in Bezug auf Länder, in welchen Katholiken leben, umgeben von einer feindlichen Atmosphäre, wo katholische Erziehung nur unter großen persönlichen Opfern erreicht werden kann und wo fromme Gebräuche und Andachtsübungen zurücktreten müssen in dem Kampfe um Erhaltung des Glaubens selbst.

Deshalb ist es durchaus nicht sonderbar, daß unter solch' widrigen Verhältnissen eine bedauernswerthe Unkenntniß betreffs katholischer Andachtsübungen herrscht. In der That; es erscheint beinahe wunderbar, daß diese Unkenntniß nicht noch größer ist. St. Paulus versichert uns, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

Es ist der Geist Gottes, welcher religiöse Orden schafft und ihnen ihre Mission zu theilt. Erscheint es nicht als ein Akt der Vorsehung, daß jetzt, nachdem die Kirche Gottes Fuß gefaßt in diesem Lande, nachdem materielle Wohlfahrt mehr oder minder gesichert ist, jetzt, da Priester und Volk der inneren Entwicklung des Katholicismus mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmen können; daß jetzt der alte Orden vom Berge Carmel, dessen Angehörige von der Kirche durch den Titel „Brüder Unserer lieben Frau“ geehrt werden und denen die glorreiche Mutter Gottes die kostbare Gabe des Skapulier's anvertraut hat—jetzt in der Lage sind, diese besondere Andacht zu Maria zu verbreiten? Würden wir und alle, welche an diesem Werke theilhaftig sind, nicht gröblich unsere Pflicht verabsäumen, wenn wir diese, unsere Mission, nicht begriffen und die geringen Mittel, die uns zur Disposition stehen, nicht anwendeten, um diesen heiligen Zweck zu erreichen?

Darum beabsichtigen wir, unseren Lesern in einfacher Sprache die Summe und den Inhalt von Allem zu geben, was der Orden von Berg Carmel, als eingesezierter Verwalter dieser kostbaren Gabe Mariens, von dem Skapulier weiß und glaubt.

Wir thun dies in katechetischer Weise, in Form von Frage und Antwort, die unsere lieben Leser ebenso anregend wie belehrend finden werden.

Erstes Kapitel—Der Name.

Frage: Was ist Berg Carmel?

Antwort: Berg Carmel ist der Name eines Gebirges im Heiligen Lande. Es bildet ein Vorgebirge, welches sich bis zum Mittelländischen Meer erstreckt. Es liegt an der westlichen Küste von Palästina, südlich von der Bay von Acre, und ungefähr zwanzig (englische) Meilen von Nazareth. Es wird in der Heiligen Schrift häufig erwähnt und wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit gepriesen.

Frage: Wer sind die Ordensleute vom Berge Carmel und warum werden sie so genannt?

Antwort. Die Ordensleute vom Berge Carmel sind die Mitglieder des religiösen Ordens vom Berge Carmel und werden so genannt, weil dieser heilige Orden auf dem Berge Carmel von dem großen Propheten Gottes, Elias, der auf diesem Berge wohnte, gestiftet wurde.

In der Vatikanischen Basilika in Rom wurden, auf Befehl des Papstes, zu beiden Seiten des Schiffes Statuen der Heiligen Gründer religiöser Orden aufgestellt. Den ersten Platz zur rechten Seite des Hochaltars nimmt eine herrliche Statue des Heiligen Elias, als des Stifters des ersten religiösen Ordens, ein.

Frage. Warum wird die Gebenedeite Jungfrau „Unsere Frau vom Berge Carmel“ genannt?

Antwort. Weil die Genossen des Hl. Elias auf dem Berge Carmel die ersten waren, welche auf ihrem Heiligen Berge eine Kapelle zu Ehren „Unserer Lieben Frau“ errichteten und, weil sie die ersten waren, welche die Jungfrau anriefen und sie als ihre Himmlische Mutter und Schutzfrau verehrten. Das Römische Brevier, diese Thatfache erwähnend, (in der 4. Lektion der Matutin am 16. Juli) konstatiert auch, daß die Einsiedler vom Berge Karmel sich der besonderen Freundschaft der Hl. Jungfrau erfreuten, welche sie besuchte und sich mit ihnen unterhielt.

Auf diese Weise entstand die Bezeichnung „Unsere Frau vom Berge Karmel.“ In derselben Weise wird Maria bezeichnet als „Unsere liebe Frau von Loreto,“ „Unsere Frau von Lourdes,“ „Unsere Frau von Guadalupe“ u. s. w. Von jenen verschiedenen Stätten aus wird die Jungfrau in besonderer Weise verehrt und giebt ungewöhnliche Beweise ihres mächtigen Schutzes.

Frage. Demnach muß die Andacht zu „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ sehr alt sein.

Antwort. Ja! Einige der ersten Kirchenväter, indem sie von der kleinen Wolke sprechen, welche der Hl. Elias über der

See aufsteigen sah, sagen, daß der große Prophet in der Wolke ein Vorbild sah der kommenden Mutter Christi, und, daß er (Elias) und seine Anhänger lange vor ihrer Geburt die „Reine Jungfrau verehrten, welche dereinst die Mutter des Messias“ werden sollte.

Die Besuche, welche die hl. Jungfrau von Nazareth aus, das nahe den Grotten und Höhlen vom Berge Karmel, gelegen ist, den Einsiedlern abstattete, erfüllten letztere mit noch größerer Andacht zu ihr und diese Einsiedler waren die ersten, welche zu Ehren der Gottesmutter eine Kirche bauten. Daher ist die Andacht zu „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ die älteste von allen Andachten zu Ehren der „Gebenedeiten.“

Frage. Welcher Name wurde den Bewohnern vom Berge Karmel beigelegt wegen ihrer Andacht zu der Gottesmutter?

Antwort. Sie wurden von den Gläubigen die „Brüder der Heiligen Jungfrau Maria vom Berge Karmel“ genannt. Als zur Zeit der ersten Kreuzzüge der Orden in Europa eingeführt wurde, erkannten die Päpste diese Bezeichnung an und besondere Ablässe wurden denen gewährt, die die Karmeliter mit dieser Bezeichnung nannten.

Frage. Hat die Hl. Jungfrau selbst jemals ein bemerkenswerthes Zeichen gegeben, daß sie die Karmeliter als ihre Brüder und besonderen Diener betrachtete.

Antwort. Ja! Sie bewies ihre Liebe für die Brüder nicht nur zu ihren Lebzeiten durch ihre Besuche auf dem Berge Karmel, sondern sie hat auch unzählige Beweise gegeben von besonderer Zuneigung für ihren Orden. Wir werden dies aus den anderen Kapiteln dieses Katechismus ersehen.

Frage. Aber sieht es nicht wie eine allzu große Ehre aus, selbst für Heilige, Brüder der heiligen Jungfrau genannt zu werden?

Antwort. Diese ehrende Bezeichnung wurde den Karmelitern in den frühesten Zeiten beigelegt und vom Heiligen Stuhl bestätigt. Aber die Heilige Jungfrau selbst

bestätigte bei einer Gelegenheit, als die Feinde des Ordens letzteren diesen Ehrentitel bestritten, in wunderbarer Weise den Titel.

Dies trug sich zu im Jahre 1317 in der Stadt Chester in England. Die Karmeliter hatten in jener Stadt ein Kloster gebaut und waren allgemein unter dem Namen „Brüder der Gebenedeiten Jungfrau Maria vom Berge Karmel“ bekannt.

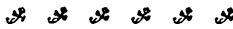
Dieser rühmliche Titel beleidigte einige der Bürger, welche ihre Stimmen gegen die Karmeliter erhoben und dieselben beschuldigten, sich einen Namen beizumaßen, dessen sie nicht würdig sein könnten.

Da eraignete sich etwas Sonderbares. Einige der erbittertsten Feinde des Ordens starben plötzlich und die meisten der andern verfielen in schwere Krankheiten. Es schien als ob die Stadt unter der Zuchttruthe des Himmels wäre. Das Oberhaupt der Stadt, der Abt von St. Bamburg, wurde besorgt und ordnete die Abhaltung einer Prozession an behufs Beschwichtigung des Zornes Gottes. Die Karmeliter wurden ersucht, sich an dieser feierlichen Prozession zu betheiligen. Sie sagten freudig zu. Als

sie während der Prozession an einer Statue Mariens vorbeikamen, welche Statue sich großer Verehrung erfreute, neigten die Karmeliter ihre Häupter und begrüßten die Gebenedeite mit den Worten: „Ave Maria.“ Da, in Gegenwart der ganzen Bevölkerung, neigte die Statue ihr Haupt und die Arme ausstreckend, mit den Fingern auf die Karmeliter-Väter deutend, sagte sie laut: „Jene sind meine Brüder.“ Diese Worte wurden dreimal ausgesprochen.

Dieses Wunder verursachte, wie man sich denken kann, große Aufregung, umso mehr als die furchtbare Krankheit ebenso plötzlich verschwand, wie sie aufgetreten war. Die ganze Angelegenheit wurde von Rom genau untersucht und mehrere Päpste haben dieses Ereigniß anerkannt und dadurch diese den Karmelitern öffentliche von ihrer Fürsprecherin und Königin bewiesene Gunst bestätigt. Einer der Päpste gewählte für ewige Zeiten Allen, welche dem Orden oder irgend einem Mitgliede desselben diesen glorreichen Titel beilegten, fünfzig Tage Abiaß, welcher gewonnen wird jedesmal, wenn die Bezeichnung gegeben wird.

(Fortsetzung folgt.)



Unser bestes Erbgut, unsere Muttersprache.



Schreiber Dieses will vor Allen, namentlich zum Frommen unserer jüngeren Leser sagen, daß er seit 30 Jahren in Amerika lebt, seine sämtlichen Mannesjahre in diesem Lande zugebracht hat, mit der Sprache, den Sitten, Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung also wohl vertraut ist. Wer aber 30 Jahre lang hier gewohnt und gewirkt hat, als Mitglied der Presse dieser Republik so recht inmitten des Volkslebens stand, der darf doch wohl annehmen, als ein vollberechtigter Bürger und wirklicher Amerikaner gelten zu dürfen. Solche, die nun einmal ohne ihre besondere Erlaubniß hier auf dem

Boden dieses Continents geboren wurden, können dagegen doch nicht mit speciellen Ansprüchen auftreten.

Wenn wir trotzdem auch hier noch den nationalen Eigenthümlichkeiten unserer Heimath treu blieben und unsere Muttersprache zu lieben und zu pflegen fortführen, so verstoßen wir damit weder gegen den Geist der Constitution noch gegen den Buchstaben des Staatsgesetzes; leben wir ja im Lande der Freiheit! Und wie wir dachten und fühlten, so handelten gewiß Tausende und Zehntausende von Eingewanderten, die sich alle um die Entwicklung, den Ruhm und die Kultur dieser Republik mehr oder weniger

verdient gemacht haben. Sonst ständen nicht Tausende von schönen und würdigen Kirchen in Stadt und Land, die von der Glaubensfreudigkeit und der Munificenz der deutschen Amerikaner aufgeführt wurden, sonst würde sich nicht bei jeder deutschen Kirche auch eine Pfarrschule finden, zu deren vornehmsten Aufgaben die Pflicht gerechnet wurde, neben der Landessprache auch die der Väter zu hegen und zu üben, sonst hätte Amerika nicht so viele Vereine zur Förderung der Geselligkeit, der Wissenschaft und Kunst, durch die das Deutlichkeitum sämstigen und sittlichen Einfluß auf das Volks-Leben ausübte, sonst wüßten wir nichts von deutschen Großthaten im Dienste des amerikanischen Patriotismus, nichts von einer reich-erblichnten Presse in allen Staaten der Union, die heute noch durch edelste Vorzüge sich hoch über die amerikanische Tagesliteratur erhebt.

Wohl wissen wir, daß in jetziger Zeit wieder der finstere Geist der Unbuddsamkeit sich mächtig regt, daß der Nativismus in den Fußstapfen des Knownothingismus und Puritanismus wandelt. Unsere gegenwärtige Handels-Politik steuert auf eine Isolierung der nordamerikanischen Freistaaten von der übrigen Kulturwelt hin; verschärfte Einwanderungs-Gesetze erheben sich wie eine chinesische Mauer zwischen der neuen und der alten Welt, hundertjährige Fäden der cosmopolitischen Entwicklung werden durchschnitten. Der Amerikanismus dünkt sich an der Spitze der Völker zu schreiben, ohne die übrige Welt fertig werden zu können und der Geschichte der Nationen ein Blatt einreihen zu können, glorreich an Erfindungen und Entdeckungen und daraus resultirenden modernen Ideen und Einrichtungen, von welchen die Menschheit bis jetzt nie geahnt, gehört und gesehen hat.

So gipfelt der Nativismus in Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung.

Aber Hochmuth ist nie ein Zeichen der Stärke, sondern vom Gegenheil. Das heutige China, das sich dem gleichen Wahne hingegeben hat, muß heute, nach einer

tausendjährigen Geschichte eigenartiger Kultur und Bildung als abschreckendes Beispiel dienen. Principien und Maßnahmen, ähnlich denen, welche Regierung und Volk jenes Weltreiches beherrschten, können überall nur zu gleichen Resultaten führen. Zumal hat die Bevölkerung unseres Landes nicht einmal eine nationale Sprache. Denn die englische charakterisiert unsere Union als eine freie Colonie Großbritanniens, dessen Welt Herrschaft sich gerade in unseren Tagen zum Niedergange neigt. Dabei ist es ausländisches Gold, das unserem industriellen Leben das Aufblühen schaffte und dessen Fortbestand sichert. Die Märkte des Auslandes sind es, auf welchen unser Handel seine Absatz-Gebiete findet und dem Fleiß und Schweiß der Eingewanderten zumeist gelang es, die weiten Gebiete von Ocean zu Ocean zu Heimstätten der Civilisation zu machen und die unererschöpflichen Schätze von deren jungfräulichem Boden zu erschließen. Aber wir haben nicht nur Europa's Tugenden geerbt, sondern sind auch mit dessen Fehlern behaftet worden. Was zuerst den Strom der Völkerwanderung an die Gestade dieses Landes führte, war der Drang nach politischer und geistiger Befreiung von dem Joch der brutalen Bevormundung in Europa. Während aber dort politische und religiöse Freiheit des Bürgerthums jetzt fast allorts anerkannt sind, kann sich Amerika von den periodischen Fieber-Anfällen der Bedrückung und Entrechtung immer noch nicht erholen. Eine Wahn-Idee ist es, an welcher unser Volk leidet. Ist es jetzt der eingebildete Veruß nationaler Großherrlichkeit, so war es früher das knechtische Bestreben, zu verhindern, daß aus einer englischen Anpflanzung eine Colonie von Fremdlingen werde, was zur puritanisch-nativistischen Gesetzgebung Anlaß gab. Demgemäß geschah es am 1. Mai 1729, wie Prof. Dswald Seidensticker, der bekannte deutsch-amerikanische Geschichtsschreiber erzählt, daß ein Gesetz erlassen wurde, welches den angeblich übermäßigen Andrang von Frem-

den beschränken sollte. Die zu diesem Behuf beliebte Maßregel war ein Eingangszoll von zwanzig Schilling für jeden irländischen Diensthofen und für jeden Räufling (persons of redemption), von vierzig Schilling für sonstige „Fremdlinge“ und von fünf Pfund für jeden Neger. In der letzten Bestimmung erkennen wir die Absicht, die Einfuhr von Sklaven zu erschweren. Die Deutschen versuchten eine Ermäßigung des Kopfgeldes zu bewirken aber ohne Erfolg (20 August 1729).

Die Gesetzgeber scheinen indeffen bald inne geworden zu sein, daß sie sich höchst thörichte Weise hatten in's Bockshorn jagen lassen, und daß ihr Sperrgesetz gegen die Einwanderung ein empfindlicher Schlag gegen das Erblühen der jungen Colonie war. Obendrein waren gerade in den letzten Jahren gar nicht so erschrecklich viele Fremde in's Land gekommen, und der Mangel an hinreichenden Arbeitskräften machte sich schon fühlbar.

Genug, im nächsten Jahre (14. Febr. 1730) widerrief die Assembly das Gesetz, indem sie ein anders substituirte, das sich auf die Einfuhr arbeitsunfähiger oder sonst dem Gemeinwesen zur Last fallender Personen bezog. Für alle solche hatte der Capitän, der sie brachte, Bürgschaft zu leisten, während gesunde und unbescholtene Einwanderer ungehindert eingingen und nur für den Beglaubigungsschein, daß sie nicht zu den prohibirten Classen gehörten, 21 pence entrichteten.

Nicht lange darauf hatten die Deutschen die Genugthuung, daß dieselbe Regierungsbehörde, welche sich der Einwanderung ängstlich abwehrend entgegengestellt hatte, deren Segen für die Colonie öffentlich anerkannte. Mit Rücksicht auf die Deutschen, die aus den rauhen Waldungen Pennsylvaniens einen fruchtbaren Garten gemacht, erklärte Gouverneur Thomas 1738: „Diese Provinz ist seit einigen Jahren das Asyl der bedrängten Protestanten der Pfalz und anderer Theile Deutschlands; ich glaube, es kann der Wahrheit gemäß behauptet

werden, daß der jetzige blühende Zustand größtentheils dem Fleiß dieser Leute zu verdanken ist und sollte eine entmuthigende Maßregel sie abhalten, hierher zu kommen, so steht zu befürchten, daß der Werth eurer Ländereien fallen und die Zunahme des Wohlstandes sich verlangsamten wird, denn es ist nicht allein die Ergiebigkeit des Bodens, sondern die Menge und der Fleiß der Behauer, wodurch ein Land zur Wohlthe gelangt.“

Die Geschichte wiederholte sich und auf die neueste Phase in unserer Zeit findet sie vollberechtigt ihre Anwendung. Heute zählt das Deutschthum in den Ver. Staaten seine Repräsentanten und Abkömmlinge nach Millionen. Aber auf das Leben von zehn-
fachen Millionen kann es doch nur einen milden und guten Einfluß üben. Will unser Volk das Wanken der Vorsehung corrigieren, welche dieses Element zum Segen des Landes hierher führte? Oder glaubt man die Geschichte der Tüchtigkeit, der Arbeit, der Wissenschaft, der Kunst, der religiösen Züchtigkeit, der patriotischen Gesinnung der Deutsch-Amerikaner auf jedem Blatte der Annalen unserer Freistaaten ausmerzen zu können? Das wäre vergebliches Beginnen. Wozu also der Haß gegen das Deutsch-Amerikanerthum? Lassen wir uns nicht heirren durch die Wuth des derzeitigen nativistischen Ansturm's. Der Rückschlag wird wie die Ebbe der Fluth folgen und den müchternen Gedanken des Gouverneur Thomas vom Jahre 1738 auch der jetzigen Generation wieder zum Voll-Bewußtsein bringen. Und Gott verläßt uns Deutsche nicht!

Daß unsere Feinde wieder jede Spur unseres Daseins vertilgen möchten, geschieht ja auch nicht ohne unsre eigene Schuld. Geündigt wurde viel von Oben und von Unten, von allen Seiten, und wer sich der Selbst-Erkennniß verschließt, überlieert sich selbst der Hoffnungslosigkeit. Noch blühen unsre Schulen. Aber wenn darin deutsche Sprache und deutsche Bildung auf den Aussterbe-Stat gesetzt sind, wer trägt die

Schuld daran? Hoch ragen unsre Kirchen und Dome und wenn darin das wunderbare deutsche Marienlied erstirbt und die Wände trauernd lauschen auf das triumphirende „Großer Gott, wir loben Dich,“ von dessen Tonvogen sie früher zu erschauern schienen, wer ist dafür zu tadeln? Noch lebt die deutsche Presse in hunderten von Organen des deutschen Geistes, und wenn sie heute ihren alten Platz im Volksherzen zu verlieren droht, wer ist da anzuklagen? Wir wollen das traurige Thema nicht erschöpfen, nur andeuten!

Unser Deutschthum hat sich allzuviel selbstzerpflütert und selbst-befehdet. Unsr Zeit gibt das Signal zur Einigung, zur gegenseitigen Achtung. Der gemeinsame Feind muß sich einer deutsch-amerikanischen Phalanx gegenüber sehen. Mit Freude und Dank wollen wir hier constatiren, daß wir das Knospen einer schöneren Zeit schon wahrgenommen haben. Die deutsche Pfarrschule wird auch von dem aufgeklärtesten Gegner der Kirche heute als eine Stätte der Bildung und der Erziehung anerkannt. Die Intoleranz gegen Kirche und Glauben hat die Schärfe des Spottes abgelegt und dem Bestreben gegenseitiger Duldung Platz gegeben. Die deutsche Presse anerkennt gemeinsame Ziele und der katholische Theil derselben unter Führung seiner tüchtigen Redakteure erfreut sich allgemeiner Achtung. Das zeigt sich im gebildeten und gemäßigten Ton jener Blätter und gebührt ein nicht geringes Lob dafür so ausgezeichneten Männern, wie dem Jubilar-Redakteur der Illinois = Staatszeitung, Herrn Wilhelm Rapp, Herrn Ed. Leyh, Herrn J. W. Feup, Niederprüm u. j. w. Wir haben keine Ursache, den Gang der Geschichte unseres Volkes als abgeschlossen zu betrachten.

Heute fügt sich dem Reigen der deutsch-amerikanischen Presse die „Rundschau vom Berge Karmel“ an.

Unsere Rundschau sucht das katholische Deutschthum auf, wo es zuerst und zuletzt immer zu finden sein wird, in der Familie.

Wir wollen vorweg erklären, daß wir durchaus nicht von dem unduldsamen Gedanken angekränfelt sind, daß die Treue gegen den Glauben durch den Wechsel der Sprache alterirt werde. Es gibt gewiß Tausende von eingewanderten katholischen Familien, welche Gott und der Kirche treu geblieben sind, obgleich sie mehr oder weniger dem Gebrauch ihrer früheren Muttersprache entsagt haben. Aber wahr ist es doch auch, daß ein Volk desto zäher an Sprache und Eigenart hängt, je höher es in der Entwicklung der ihm eigenen Bildung vorangeschritten ist. Die Kirche hat seit ihrem zweitausendjährigen Bestande jeden nationalen Charakter geflüßentlich geachtet und gehegt, ohne darum dem Volke Zwang anzuthun. Der Prozeß der Amerikanisierung in diesem Lande geht nicht von ihr aus und wird nur insofern von ihr beachtet, als er auf das geistliche Wohl ihrer Kinder Einfluß ausübt. Die Sprachenfrage ist für sie eine Seelsorgefrage und wird von ihr auch demgemäß angesehen.

Der Strom der Völkerwanderung, der während der letzten Decennien auch Hundert Tausende von Deutschen an die Küste dieses Landes führte, lag jedenfalls im Plan der göttlichen Vorsehung und hat auch zur Erstarkung der jungen Kirche in Amerika wesentlich beigetragen. Diese Mission ist noch nicht ganz erfüllt. Und vielleicht entsprechen die Beschränkungs-Gesetze der Einwanderung dem geheimen Plane der Feinde der Kirche mehr, als man anzunehmen geneigt ist.

Während wir uns dem natürlichen Verlauf des Naturalisirungs-Prozesses nicht entgegen stemmen, halten wir es doch für unsere Pflicht, auch heute noch in deutscher Sprache zu allen zu reden, denen sie ein Herzens-Bedürfniß ist. Zumal die englische Presse dieses Landes, darunter nicht ein einziges katholisches Tageblatt, der Kirche gegenüber sich einer mehr oder weniger ablehnenden Stellung befleißigt. Ragt die deutsch-amerikanische Presse im allgemeinen an fütlichem Ernste der Sprache und

des Geistes über die Masse der amerikani-
schen Tages-Litteratur auf, so entbehrt die-
selbe doch noch eines speziellen Organes
für die Verehrung der lieben Mutter Gottes
und die Verbreitung ihres Skapulier's.
Zu diese Lücke will die „Rundschau“ eintre-
ten. Die katholische Presse der englisch-
redenden Kirche erfreut sich längst schon der
Existenz einer Monatschrift von gleicher
Tendenz. Doch dürfen wir bei aller Ach-
tung vor der Marien-Verehrung unserer
Brüder englischer Zunge sagen, daß der
Marienkultus nirgendwo anders tieferen
Grund gefaßt und duftigere Blüthen getrie-
ben hat, als im deutschen Volksherzen.
Wir bringen also Traditionen der Heimath,
um das deutsche Volksleben in Amerika zu
betrachten und zu erwärmen. Möchte
man doch der „Rundschau“ in jeder deut-
schen Familie Einlaß gewähren.

Diese Monatschrift will nicht so sehr un-
terstützt und gehalten, als gelesen und ge-
würdigt werden. Unsere frommen Mütter
sollen darin Unterhaltung und Erbauung
finden, unsre katholische Jugend Belehrung
und Bildung. Gebetserhörungen und
Gnaden-Beweise, wie wir sie dem Lesestoffe
einstreuen, bringen wir nicht aus längst
verschollener jagenhafter Zeit, sondern mit
Vorliebe aus der Gegenwart, aus der
Menge der Tages-Ereignisse, aus dem
Munde unserer Priester und Missionäre.
Denn die Macht Gottes hat ihre Wunder-
kraft nicht verloren, und das demüthige
Gebet bringt auch heute noch durch die
Wolken und ruft die sichtbare Hilfe Got-
tes herab trotz dem Spolte des glaubens-
losen Zeitgeistes.

Fromme Mütter und Töchter sollen
um so mehr für die Verbreitung der
„Rundschau“ eifern, weil sie auch Männern
und Jünglingen religiösen Halt und wahr-
hafte Aufklärung im Wirbel der Tages-
Meinungen bieten. Das Volk dieses Lan-
des darf man als ein leserwüthiges bezeich-
nen; Jeder liest und der Familiensich dürfte
sich kaum finden, auf welchem nicht das
eine oder mehrere Tagesblätter liegen.

Aber wie viel Wissenswerthes bringen sie?
Stadtklatsch und Sensations-Geschichten in
Hülle und Fülle, Mordthaten aller Art und
schmutzige Prozeßverhandlungen ohne En-
de: das ist's, was die Spalten der land-
läufigen Tagespresse füllt. Für Bildung
des Herzens, für Stärkung der Tugend, für
Vereinerung des Geistes wird darin wenig
geboten. Wohl verirrt sich auch hin und
wieder einmal ein katholisches Item in
solche Blätter, in Wirklichkeit aber doch nur,
um dem praktischen Herausgeber als
Abonnement-Köder zu dienen. Und welche
Weltanschauung gewinnen unsere Männer
und Jünglinge aus solchen Blättern?
Dem Papstthum und der Kirche schreiben
diese keine tiefergehende Bedeutung zu.
Dennoch ist es unumstößlich wahr, daß die
Weltgeschichte nichts anderes ist, als die
Geschichte der Kirche Gottes auf Erden.
Das Leben der lieben Mutter Gottes und
der Heiligen ist den aufgeblasenen Philoso-
phen unserer Zeit nur Legende. Uns aber
sind sie die Leuchtsterne am geistigen Himmel,
die Patrone unserer Stände, unsere Für-
sprecher und Helfer in der Noth. Wo das
Bild der Mutter Gottes über dem häus-
lichen Herde thronet, da blühet das katholi-
sche Familienleben, wo die Heiligen Gottes
gehrt werden, da finden sich unsere Soda-
len und frommen katholischen Gesellschaften
zusammen und eben da und überall da,
will auch diese Rundschau zur Lesung
aufliegen und ihr Heim haben.

Den gerechten Erwartungen des katholi-
schen deutschen Volkes wollen wir gewiß
nach besten Kräften entsprechen. Der Kirche
Gottes kann nur Segen aus diesem Unter-
nehmen erwachsen und fühlen wir uns
reichlich beglückt in dem Gedanken, ein Votum
„Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“
an das katholische Deutschthum Amerikas
zu sein.

Wenn die Sonne hoch und heiter,
Lächelt, wenn der Tag sich neigt:
Liebe bleibt die gold'ne Leiter,
D'rauf das Herz zum Himmel steigt.

St. Theresia und das moderne Weib.

Von Rev. Anton Geiter, D. D. Buffalo.



Eine der traurigsten Erscheinungen unserer Tage ist das moderne Weib, das in dem eiteln Bestreben nach Gleichberechtigung mit dem Manne in die Quelle spuckt, aus der es getrunken und erstarrte.

Das Evangelium hat der Welt die wahre Freiheit gebracht und das Weib aus den Fesseln der Sklaverei erlöst, in welcher es schmachtete in der ganzen heidnischen Welt.

Es gibt darum nichts unnatürlicheres als ein ungläubiges Weib, das in frivolem Leichtsinne über Glaube und Religion spöttekt und in den Schranken des christlichen Sittengesetzes sich nicht heimlich fühlte.

Ungläubig aber ist das moderne Weib und unnatürlich, wie aus allen Reden erhellt, welche in den Conferenzen der emancipirten Frauen gehalten werden. Sie gefallen sich in den klimpernden Phrasen Jagersolls und meinen Leuchter der Wissenschaft zu sein, wenn sie die Zweifel Voltaires breit schlagen und die Sophismen Jagersolls wiederholen. Die Bibel ist ihnen ein Märchenbuch, der Katechismus ein überwundener Standpunkt.

Ist es ein Uebermaß von Wissenschaft, das in diesen modernen Frauen das Licht des Glaubens ausgelöscht hat? Nicht ein Uebermaß von Wissen und Studium löscht den Glauben aus, sondern ein schlechtes Leben und ein zu geringes Maß von Verstand und Erkenntniß. Je tiefer ein Geist angelegt ist, je mehr er in das Wesen der Dinge eindringt, desto größer erscheint ihm der Schöpfer der Welt, desto heller erstrahlt die Sonne des heiligen Glaubens.

Eine der geistig begabtesten Frauen aller Zeiten ist die heilige Theresia, die im 16. Jahrhundert den Karmeliter-Orden reformirte.

Würde sie nicht auf unseren Altären verehrt, erschiene sie nicht der verweichlichten

Welt im rauhen Bußgewande der unbeschulhten Karmeliter, sie würde heute noch von der erstaunten Welt als Leuchte der Wissenschaft gepriesen und als Muster des emancipirten Weibes verherrlicht werden.

So aber beugte sie ihren hohen Verstand vor der Autorität Gottes, unterwarf ihre starke Willenskraft unter das süße Joch Christi, und darum geht das starke Weib von heute an ihrer größten Schwester aus dem 16. Jahrhundert vorüber, kalt und stolz, wie der Levit an dem Manne, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gefallen war.

Wir aber wollen den barmherzigen Samaritan nachahmen und in diesem Monate dem modernen Weibe ein Muster der Emancipation vor Augen stellen, wie ein zweites bis jetzt nicht wieder auf der Schaubühne dieser Welt erschienen ist.

Um ein starkes Weib ist es etwas Seltenes und gar Rares, heute noch vielmehr als ehedem, wo der weise Salomon die Frage aufwarf: Wer findet ein starkes Weib? In der Ferne, in den äußersten Grenzen der Erde wird sie geachtet.

Ein solches Weib finden wir in der heil. Theresia. Von ihr gelten die Worte Salomons: Krügerisch ist die Annuth und eitel die Schönheit; ein Weib, das Gott fürchtet, wird verherrlicht werden.

St. Theresia war eine Spanierin, und Spanien ist bekanntlich die Heimath schöner Frauen. Die heilige Theresia war eines der schönsten Mädchen Spaniens in jenen Tagen, schöner als irgend eine jener modernen Amazonen, die heutigen Tages den ästhetisch gebildeten Blick der Männerwelt beleidigen.

Die heilige Theresia war eine der begabtesten Frauen, die je auf Erden lebten. Kaum 12 Jahre alt, beherrschte sie die schöne Litteratur ihres Zeitalters und schrieb

mit 15 Jahren einen Roman in so klassischer Sprache, daß sie wie ein Weltwunder angestaunt und verehrt wurde. Sie schrieb mit gleicher Leichtigkeit und Eleganz in Prosa und Vers, und ihre Werke werden heute noch unter den Klassikern der spanischen Literatur aufgezählt.

Sie überragte das moderne Weib an Anmuth und Wohlgestalt, an Talent und Genie, an Ruhm und Anerkennung von Seiten der Welt. Das moderne Weib übertrifft die heilige Theresia durch auffallenden Mangel an Schönheit, Geist und Anerkennung von Seiten der gebildeten Männerwelt.

Trotz ihrer Schönheit, trotz ihrer brillanten Geistesgaben, trotz des Ruhmes und Beifalles der Welt, entsagte die heilige Theresia der Welt und ging ins Kloster. Warum?

Sie erkannte die Eitelkeit irdischer Schönheit und den Trug der Welt, und weil ihr geistiges Auge an dem Füllergold dieser vergänglichen Welt sich nicht sättigen konnte, darum dürstete sie nach dem Borne der Urschönheit und weihte ihr ganzes Herz dem Dienste Gottes. Ein Weib, das Gott fürchtet, wird verherrlicht werden.

Welchen Nutzen brachte der heiligen Theresia dieser der Welt so unbegreifliche Schritt?

Ewigen, unvergänglichen Ruhm.

Die unjünglichen Opfer und Leiden, die sie mit heroischer Geduld und Beharrlichkeit im Dienste Gottes brachte, hat Gott ihr schon auf dieser Welt reichlich vergolten.

1.) Durch ein Maß übernatürlicher Erkenntniß, wie es nur wenigen Sterblichen je zu Theil ward. Ihre natürlichen Geisteskräfte erweiterten und vertieften sich, so daß ihr sterbliches Auge vermochte, in die leuchtende Sonne der Gottheit zu blicken und die Geheimnisse der Ewigkeit zu schauen, als wäre sie den Banden der Leiblichkeit bereits entrickt und wie ein verklärter Geist von dem Lichte der Glorie umflossen. So tief waren ihre Gedanken, daß die menschliche Sprache nicht mehr genügte, sie auszudrücken, und darum fin-

den wir in ihren Werken Stellen, so schwer begreiflich, wie die Sätze des heiligen Paulus, der seine Wissenschaft, in den siebenten Himmel verzückt, aus der Wesenheit Gottes schöpfte, und mit dem Gedanken ringend nicht Worte fand, ihn voll und ganz zu fassen. Wie der gährende Most in dem Fasse um so stärker drängt und treibt, je edler die Traube war, aus der er gefeiltet, und schließlich die Reifen des Fasses sprengt: so ringt die Heilige in ihren Gedanken mit den Worten und Wendungen der menschlichen Sprache, bedient sich aller möglichen Bilder und Gleichnisse, um schließlich mit St. Paulus auszurufen: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es je gekommen, was Gott denen verheißt hat, die ihn lieben.

O, wie arm steht dieser Leuchte der Wissenschaft das moderne Weib gegenüber. Gott, den lebendigen Quell, hat es verworfen und sich Cisternen gegraben, die kein Wasser halten können. Ungläubig, stolz, hochmüthig, selbstüchlig erkennt es keinen Gott über sich an, und wird von der Welt und von Gott verlassen und verachtet. Mulier timens Dominum ipsa laudabitur!

2.) Dem Weibe ist es angeboren zu lieben und durch Liebe glücklich zu werden. Ein Weib, das nicht liebt, ist kein Weib. Wieder ist es dem Weibe eigen, geliebt zu werden, und je weiblicher es ist, desto mehr wird es geliebt.

Nun aber strebt das moderne Weib gerade dahin, das Weibliche soviel wie möglich abzustreifen und mit dem Colorit des Mannes sich zu schmücken. Was Wunder, daß sie des Mannes Liebe in dem Maße verachtet, als sie sich entweibt? Und wen will sie lieben, wenn sie dem Mann gleich geworden und keinen Schöpfer über sich erkennt? Ihre Liebe verzehrt sich in eitler Selbstgefälligkeit und verchmachtet in den eifigen Armen der Selbstsucht.

Wie groß erscheint da die heilige Theresia in ihrer jervahijchen Liebe zu Gott, ihrem Herrn und Erlöser. Sie verzichtete auf irdische Liebe, entsagte der Ehe, nicht um in

falter Unabhängigkeit sich selbst zu genügen, sondern deshalb, weil sie auf Erden schlechterdings nichts fand, das ihrer Liebe genügte.

Die Fledermaus haust in hohlen Bäumen und finsternen Löchern, und ihr blödes Auge kann darum das Licht der Sonne nicht vertragen. Verläßt sie bei Tage ihre Höhle, so flattert sie unthätig umher, stößt sich überall an, in der Finsterniß der Nacht jedoch bewegt sie sich mit großer Sicherheit.

Diese Welt gleicht der Höhle, des Menschen Auge dem Auge des Schmetterlings. Wir bewegen uns im Dunkel dieser Welt und glauben zu sehen, wie die Fledermaus im hohlen Baumstamme. Die Offenbarung Gottes, das Licht des heiligen Glaubens muß hineinscheinen in die Finsterniß dieser Welt und den Staar stechen, der von Natur aus die Pupille des Menschenauges bedeckt, und dann wird es hell, und die Welt erscheint in ihrer wahren Gestalt, und Gott zeigt sich in seiner ursprünglichen Schönheit, und das Herz des Menschen erweitert sich und findet nirgends mehr Erfüllung als in dem Besitze Gottes. O wie wahr ist St. Augustinus unsterblicher Ausspruch: Unbefriedigt ist des Menschen Herz, bis es ruht in Gott. Je mehr eine Menschenseele von Gott erleuchtet wird, desto tiefer dringt sie in diese Wahrheit ein, desto mehr erglüht sie in der Liebe Gottes, desto mehr entschwindet ihr das Phantom dieser Welt.

Der übernatürlichen Erkenntniß Gottes entsprang darum die seraphische Liebe der heiligen Theresia zu Gott, dem mystischen Bräutigam ihrer Seele. Wie ein glühender Pfeil hatte die Liebe Gottes ihr Herz durchbohrt, und ein Pfeil, als Sinnbild ihrer übernatürlichen Liebe, durchbohrt in Wirklichkeit ihr leibliches Herz. Sie war in der Liebe Gottes gefestigt und gegründet, und weder Haß und Verfolgung, noch Leiden und Drangsale, weder Leben noch Tod vermochte sie zu trennen von der Liebe Gottes.

3.) Der weiße Salomon jagt von dem

starken Weibe. „Es vertraut auf sie ihres Mannes Herz, und es wird ihm nicht fehlen an Comfort.

Ich habe manches moderne Weib gekannt, die ein Stachel war in ihres Mannes Herz, und weil entfernt, ihm Comfort zu bereiten im traulichen Heim, ihm vielmehr jegliche Art von Ungemach verursachte.

Was für eine praktische Frau war diesen modernen Carricaturen gegenüber die heil. Theresia trotz ihrer hohen Erkenntniß und glühenden Liebe Gottes. Sie ertrug mit Starkmuth das Ungemach des Lebens, die Verfolgungen der Welt, den Unverstand der Menschen, und verwaltete und regierte mit Klugheit und Festigkeit nicht nur das Kloster, in dem sie lebte, sondern baute viele neue Klöster, und regierte den ganzen Carmeliter-Orden mit solcher Weisheit, daß die Weisesten der Weisen ihrer Zeit zu ihr wallten, wie einst zu Salomon, um ihre Weisheit zu hören und die Schönheit und Ordnung ihres Hauses zu bewundern.

In ihr bewährte sich der Ausspruch des heiligen Franz von Sales: Die Frömmigkeit ist zu allem nütze. Nicht alle Mädchen sind berufen, ins Kloster zu gehen, allen aber, ob sie ins Kloster gehen, oder in der Welt ledig bleiben, oder zur Ehe schreiten, wird es nützen, wenn sie fromm und gläubig sind.

Der Glaube ist nicht Schwachheit, sondern Kraft, nicht Einschränkung, sondern Ausdehnung, Erweiterung und Vertiefung des Geistes.

Die Liebe Gottes ist nicht müßige Schwärmerci, sondern wahre Befriedigung des menschlichen Herzens. Wer Gott liebt über Alles und Alles in Gott und Gottes wegen, der hat den wahren Frieden des Herzens und ist wahrhaft glücklich in allen Lagen des Lebens.

Wer ächt und wahr fromm ist, der ist wahrhaft frei und stark und geschickt zu den Geschäften der Erde und des Himmels.

Amerika's Berg Karmel.

Auch die neue Welt hat einen Berg Karmel. Zwar steht er nicht wie ein Wächter am Horizonte der Heimath des göttlichen Knaben von Nazareth, auch hat ihn der Fuß der Gebenedeiten Jungfrau-Mutter nicht beschritten, noch umweht ihn der Strahlenkranz einer tausendjährigen heiligen Geschichte. Aber heilig ist er doch auch. Er steigt bei den Fällen des Niagara, am canadischen Ufer, zu mäßiger Höhe hinan und schließt recht eigentlich den Rahmen des reizenden Landschaftsbildes ab, das auf Erden nur wenige seines Gleichen hat. Wer je das Wunder Amerikas besuchte und im Anblick seiner scenischen Herrlichkeit geschwelgt hat, dessen Blick hat auch auf Mount Carmel geruht, den das Heiligthum der „Brüder Mariens“ krönt. Dort steht ein lauschiges Kapellchen. Wilde Canarien-Vögel singen im duftigen Gezweige, das es umheckt; schillernde Falter und Colibri's umgaukeln die Kelche der Rosen und Winden, die das altersgraue Gemäuer lieblich umkleiden und drinnen auf schlichem Allare grüßt das Bild der „Blume Karmels“ die frommen Pilger, die zum Ablass begnadeten Kirchlein wallen, und der kleine Tabernakel umschließt den König des Himmels, dessen göttliches Herz es drängt, in Liebe stets den armen Menichen nahe zu sein. Zur Linken des Heiligthums dehnen sich prächtige Park-Anlagen, inmitten deren das große Kloster „Loretto“ sich erhebt, dessen imposante Fassade das weite Thalgebiet überblickt und eine Augenweide allen Touristen ist. Zur Rechten ragt auf dem Hoch-Plateau das neue Hospiz der Hochw. Karmeliter-Väter auf, ein gewaltiger Granitbau in vornehmerem Style mit Ballustrade und Rundthürmen und edler architektonischer Zier. *Das ehrwürdige Kapellchen ist wie ein rechtles Herzblatt inmitten dieser Prunk-Ge-*

bäude, und der ganze Complex ist so eigentlich ein Heiligthum Mariens, das Heim „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“. Der wunderbar schöne Victoria-Park, der hübsche National-Garten auf der amerikanischen Seite, das ganze blühende Gelände mit dem breiten schillernden Bande des Niagara inmitten, bilden die Folie dieses Krongeschmeides.

Zu Füßen des Berges zaubert die Sonne in die wehenden Dämpfe des Cataraktes den Farbenhmelz ihres vielfarbigen Lichtes und wie fernher Sang klingt der ewige Donner der Fälle bis zum Throne „Unserer Lieben Frau von Mount Carmel“ empor.

Wer möchte die Fälle besuchen, ohne in dem Wallfahrtskirchlein und Hospiz unsrer Väter Einkehr gehalten zu haben? Man fühlt sich dort dem Himmel näher, wo die Erde wie ein lachendes Paradies zu Füßen ruht. („Wir haben die Fälle in unsrer Hand,“ pflegt der Hochwürdigste Herr Provincial lächelnd zu sagen. Er darf dies wohl mit Stolz und Zug und gutem Recht.

Wie blinkt und rauscht und schäumt und perlt der bligende Strom, kock die Felsen umwirbelnd und ganze Garben Gischt aufkochend, und auf ihm tanzt und flimmert und sprüht das goldene Tageslicht. Unter den Brücken, welche die Schwesterinseln verbinden, hüpfen die Sprudel hin; bis zum dräuenden Rand drängen und schieben sie sich, in keckem Uebermuthen bäumen sie noch einmal auf und dann stürzen sie sich jäh hinunter in die schlumerschleierte Tiefe. Wie sie pollern und donnern die sündfluthlichen Wassergüsse, die in das Felsgestein das tiefe Bett gegraben haben! Die Baumessriefen ringsum scheint ein Schauer zu schütteln, da sie dem wilden unterirdischen Gölse lauschen, das unaufhörlich dröhnt und aus dem Bauche der Felsen pocht; und über die lichten Staubgewebe, die über den Wasserstürzen wallen und wehen, huscht

lähelnd der Sonne Vid, und gestreift vom Purpurfaune ihres Kleides erglüht die farbige Felsbrücke.

Aber was ist das alles gegen die Pracht des winterlichen Anblicks! Eine Symphonie von Licht und Farben; die Wunder der Polarwelt in die Gluth der Mittag-Sonne gebettet! Die Brauen an den Felsenfirnen der Uferbänke starren von Schnee; in allen Falten, Rissen und Spalten der Schlucht, durch welche die finsternen Wasser tosen, haben sich die Flocken zu Säulen und Haufen gethürmt, die der frostige Thau durchnäßt hat. Jetzt glänzen sie wie geschliffene Basalte, wie schimmernde Eialakliten. Dazwischen starren schneebedeckte Felsblöcke und braune Steinwände.

Doch man muß die Fälle selbst sehen, um die Eindrücke dieses Naturwunders empfinden zu können.

Wohl hat es Gott gesügt, daß das Kreuz über all dieser Erden Schönheit strahlt, denn die ersten Bleichgesichter, welche auf den Pfaden des Urwaldes hier wandelten, waren seine Missionare; ihre Ave-Sänge waren die ersten Laute der Religion, denen die Wildniß dieses Thales lauschte und drüben bei Fort Schlosser erhob sich der Altar, an dem der große Hennepin zum ersten Male in dieser Gegend des hl. Meßopfer darbrachte. Die rothen Söhne der umwohnenden Indianer-Stämme wohnten ihm in ehrfurchtsvollem Schweigen bei, die Donner der stürzenden Wasser mischten sich in das Gloria des Priesters.

Heute leuchtet das Kreuz von der Höhe Mount Karmels weit in alles Land, und in seinem Schatten vollziehen sich kirchliche Ereignisse, nicht weniger bedeutend als jenes erste.

So tagte hier im Juli dieses Jahres das 3. Provincial-Kapitel der Karmeliter-Väter der Ver. Staaten und Canada's. Der General-Obere des Ordens, Most Rev. Moysius Galli, hatte seinen Besuch in Aussicht gestellt, wurde aber durch dringende Geschäfte in seiner Residenz in Rom gehalten. Das Ergebnis der Wahlen war das folgende:

Very Rev. A. J. Kreibitz, Provincial; Very Rev. Plus M. Mayer, Prior des Klosters und Studien-Haufes in New Baltimore; Rev. Ambrose Pruber, Prior in Blissburgh; Rev. Dominicus L. D. Waley, Prior des Klosters in Englewood, N. J.; Rev. Theobore McDonald, Prior in Falls Glen, Ont.; Rev. Louis Wüthler, Prior in Cavendish, Kanfas; Rev. Wapont Brandstätter, Prior in Scipio, Kanfas; Rev. A. J. Smith, Direktor der Missionen; Rev. J. A. Freeman, Direktor in Niagara Falls, Ontario.

Bei Gelegenheit dieses Kapitels wurde auch die Gründung der „Rundschau vom Berge Karmel“ beschlossen und leben wir der frohen Hoffnung, daß dieselbe als Herzblättchen der aufblühenden jungen Ordens-Provinz gedeihen und zum Ruhme Mariens beitragen wird.

Nach Schluß des Kapitels fand sich als geehrter und gefeierter Gast der päpstliche Ablegat, Mgr. Merry del Val, auf Mount Karmel ein.

Kommst auch du, lieber Leser, je einmal zu den Ufern des herrlichen Stromes, zu seinen rauschenden Wirbeln und tosenden Stürzen, dann halte auch du Einkehr auf Mt. Karmel. Und trittst du aus der lieblichen Kapelle und siehst du rund um dich heilige Stätten des Glaubens gebreitet und zu deinen Füßen das malerischste der Thäler gelegt, dann wirfst du mit den Worten eines heimischen Dichters rufen:

Sei begrüßt, du Himmel voll Glanz und
Sei begrüßt, du blinkendes Thal! [Licht!
Den gährenden Broden der Tiefe umflücht
Der Sonne vielgarbenes Mal.
Smaragden glühet der Felsen Rand
Die schaumungürtelte steile Wand;
Die Sprudel blitzen von buntem Schein,
Von Perlensträngen und Edelstein.

Sei begrüßt, du rauschender Catarakt!
Sei begrüßt, du brausende Fluth!
So pochet das Herz in fieberndem Takt
Von wilder Begierden Wuth.
Wie der Reiten Strom in des Wehjäls
Flucht,

Der Fluß im Gerölle sein Bett sucht,
Und wo in die Nacht er stürzt, schreit
Dumpf auf der Donner der Ewigkeit.

Sei begrüßt, du urgewaltiger Strom,
Zu dem silberflammenden Glast,
Umwogt von der Haine balsam'schem Arom
Zerstörend und schaffend in Haß!
Biel Taufend Hebel und Hämmer-epoch
Zwingst du in der Arbeit gefegnet' Joch.
Heil dir, frohlocket Amerika,
Du Wunder der Erde, Niagara!

Der Haß gegen Rom ist das Lebens-Glück der Häresie.

Wenn du kein Kreuz hast, dann knie doch nieder und bete, daß dir Gott eines zu tragen gebe. Denn beklagenswerthe Menschen sind diejenigen, die nicht Kreuztragen dürfen. So ist zwar nicht die Lehre der Welt, aber die Lehre—Jesu!

Wer sich Muße nimmt, aus dem Fluglande der Tages-Ereignisse die Goldkörner des wahren Fortschrittes zu lesen, der macht wohl auch eine Ausbeute. Aber sie ist nicht so ergiebig, wie die eines Klondike-Abenteurers, noch so verführerisch in den Augen der Welt. Aber werthvoll und die geistige Welt bereichernd ist sie doch!

Die heilige Magdalena von Pazzi, diese Zierde des Karmeliter-Ordens, sagte: „Wisset, daß die Übung des Leidens etwas so Edles und Kostbares ist, daß das Wort, obgleich es im Schoße des ewigen Vaters die reichsten Schätze und Freuden des Paradieses genöß, dennoch, weil es nicht mit dem Gewande des Leidens geschmückt war, auf die Erde herabkam, um diesen Schmuck dort zu holen.“

Den unendlich gütigen und liebenswürdigen Gott kennen; ihn als solchen behandeln; ihn aus ganzem Herzen, nicht bloß seiner Wohlthaten, sondern seiner selbst und seiner unendlichen Vollkommenheiten wegen lieben, und aus Liebe ihm unsere Werke und Leiden opfern: das ist doch gewiß keine übertriebene Frömmigkeit, gar nichts Außerordentliches, das etwa nur für Klosterleute bestimmt sein soll. Es ist ja einfach die Beobachtung des ersten Gebotes Gottes.

Nichts kann also schlichter, volkthümlicher, leichter sein als die süße Gottesliebe; denn das Gebot, Gott zu lieben ist ja allen gegeben, geht also auch einen Jeden an.

Manche reine Kindesseele erfaßt dies von selbst. So sagte einst ein kleines Mädchen: seine Liebe zur Mutter sei groß wie das Haus, seine Liebe zum Vater groß wie der Berg. „Und deine Liebe zu Gott?“ frug man es

weiter. Da streckte die kleine beide Armechen weitmöglichst auseinander, als wolle sie die ganze Welt umfassen, und sagte kurz: „So groß.“—Hieß das nicht mit andern Worten: dem Unendlichen unendliche Liebe!

Dem Verstockten entzieht die Liebe Mutter Gottes ihre Schuld. Rev. Pater J. G., erzählt: Vor mehreren Wochen wurde ich an das Krankenlager eines noch jungen Mannes gerufen. Ein Blick auf ihn belehrte mich, daß es mit demselben rasch zu Ende gehen würde. Aus der Unterhaltung mit ihm erfuhr ich, daß seine Frau Protestantin war und die Kinder der Ehe, trotz des gegenseitigen feierlichen Versprechens des Vaters, das er am Tage der Trauung pflichtschuldig abgegeben hatte, protestantisch getauft und erzogen worden waren. Ich machte ihn auf sein großes Unrecht aufmerksam und theilte ihm mit, daß er vor Allem das gegebene Verlangen und diesen Treuebruch gutmachen müsse, ehe er auf Absolution in der Beichte hoffen könne. Da er zu einem ernstlichen Entschlusse nicht gelangen konnte, verließ ich ihn, aber nicht, ohne ihm ein Skapulier zu reichen, das er auch sofort anlegte. Mehrere Tage später wurde ich wieder zu meinem Patienten gerufen. Er schien die Nähe des Todes zu spüren und auch zur Ablegung einer letzten Beicht bereit zu sein. Aber störrischer noch, als früher, weigerte er sich, die Sünde gegen seine Kinder wieder gut zu machen. Mein Zuspruch half nichts und schließlich mußte ich mich traurigen Herzens empfehlen. Eben, da ich mich zur Thüre wendete, richtete sich plötzlich der Kranke mit letzter Kraftanstrengung im Bette auf, riß das Skapulier von sich und warf es mir zu mit den lästerlichen Worten: „Da nimm auch diesen Lappen mit, wenn du mich nicht Beicht hören willst.“—Am nächsten Tage war er gestorben. In dem Augenblicke, da er die Gnade der Kirche von sich wies, hatte ihm die Mutter Gottes ihre Schuld entzogen. Das Kleid der Auserwählung deckte nicht seine Brust!

Die Schützlinge der „Mutter Gottes vom Berge Karmel“ erkennt man am Skapulier. Dem wachsenden Verkehr in unsern Großstädten konnten die Pferdebahnen nicht mehr entsprechen; Kabel-Linien traten an ihre Stelle. Aber auch diese Besserung genigte nicht der rastlosen Sucht nach Erwerb und Zeitersparniß. Bald rasselten die elektrischen Wagen auf den Eisenschienen dahin. Die Zeiten wurden aber nicht besser, trotzdem die Menschen geschäftiger schienen. Dagegen forderten diese Blitzwagen viele Opfer. Die ungewöhnliche Schnelligkeit ihrer Fahrt, wurde namentlich Anfangs von Passanten nicht gebührend geschätzt und sie küßten Manche beim Ueberfahren der Geleise Glieder und Leben ein. So wurde eines Abends am Broadway in N. eine bejahrte Frau vom sogenannten Ruffänger einer Car erfaßt, auf die Seite geschleudert und tödlich verletzt. Ein Polizist und mehrere Männer trugen die Vermisste nach einer nahegelegenen Apotheke. Mit Schrecken sahen die Umstehenden, daß sie dem Tode nahe war. „Ruft einen Priester; sie ist eine Katholikin, sie trägt ein Skapulier“, wendete sich der Polizist an die Umstehenden. Und wirklich, zwischen den Fegen des zerrissenen Kleides gewahrte man das vom Blut der Gießrin getränkte Skapulier von „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“.

Ein Hochw. Pater des nahegelegenen Redemptoristen-Klosters war rasch zur Stelle, hörte die Beichte der Sterbenden, wendete ihr die hl. Delung und reichte ihr die hl. W. zehrung. Unmittelbar darauf schloß die Frau für immer die Augen.

Maria verläßt ihre treuen Kinder nicht im Tode.—Durch die blühende Landschaft eilte der Eisenbahnzug dahin, als könne er nicht rasch genug zum Ziele kommen. Mit ihm zogen die Gedanken der Reisenden, die sich mit Alltagsorgen oder künftigen Erdensünden beschäftigen mochten. Polsternd ging es über Brücken und Viadukte, durch Tunneln und lachende Thäler. Da, plötzlich, ein gewaltiger Stoß und Ruck, ein Splittern

und Krachen, ein Fallen und Stürzen und ein Schrei hundertstimmig, in Schrecken und Todesfurcht ergellend und Mark und Bein erschütternd. Und Alles dies das Werk eines Augenblickes, eines Momentes, unerwartet und blitzschnell. Der Zug war entgleist und einen Graben hinabgestürzt. Die noch lebten, lagen, wie von Entsetzen gelähmt unter Trümmern, der Ruf „Feuer“ überlante auf einmal das Röcheln der Sterbenden und Wimmern der Verwundeten. Der Selbsterhaltungstrieb brachte schnellig Alle zum Bewußtsein ihrer Lage. Manche, die Zeugen der Katastrophe waren, kamen rasch herbei und schnell entfaltete sich ein eifriges Rettungswerk.

„Ist ein Priester hier?“ rief eine Stentorstimme. „Ja“, antwortete Rev. J. L., C. S. S. R., ein uns wohlbekannter Ordensmann, der an Bord des unglücklichen Zuges ein Passagier war und mit ungefährlchen Verletzungen sich aus dem Chaos zog. Er wurde schnell zur Lokomotive geführt, deren Führer, schrecklich verstümmelt, zur Seite lag. Rasch kniete der Priester bei ihm nieder, hörte die Beichte des Sterbenden und wie dieser noch mit zitternden Lippen beifügte: „Ich trage seit vielen Jahren das Skapulier der lieben Mutter Gottes und so oft ich meinen gefährlichen Dienst antrat, küßte ich es und empfahl mich in kurzem Gebete dem Schutze der Allerheiligsten Jungfrau. So auch heute. Und meine Mutter hat mich in der letzten Stunde nicht verlassen.“ Tiefbewegt erteilte der Pater dem Braven die Absolution und während der Schlußworte des Kreuzes „Gelobt sei Jesus Christus“ hauchte dieser seine fromme Seele aus. Das bestätigende „Amen“ tönte wohl schon in der Ewigkeit nach.

Wird die Lust auch trüb und trüber,
Wandellos bleibt Gottes Huld.
Leide nur, es geht vorüber,
Wenn du Eins gelernt: Geduld.

Der Liberalismus ist eine Todsünde und zwar die schlimmste unserer Zeit.

Ein Gedenkblatt zur Canisius-Feier.

Von Rev. Otto Braunsberger, S. J.



Petrus Canis oder Canisius ward geboren am Feste der Erscheinung des Erzengels Michael, am 8. Mai des Jahres 1521, also genau an dem gleichen Tage, unter welchem die Reichsächt gegen Martin Luther in die Welt ging, und in dem nämlichen Jahre, in welchem Ignatius von Loyola bei Vertheidigung der Festung Pampeluna schwer verwundet und eben damit aus einem weltlichen Ritter in einen Streiter des Gottesreiches und in den Stifter der Gesellschaft Jesu umgewandelt wurde. Die Wiege unseres Canisius stand in der holländischen Stadt Nymwegen, welche damals zum Erzbisthume Köln gehörte und eine freie Stadt des deutschen Reiches war. Sein Vater, Jakob Canis, war reich an Gütern und Ehren; oftmals bekleidete er zu Nymwegen das Amt des Bürgermeisters. Bald nach Peters Geburt lag seine fromme Mutter Megidia auf dem Sterbelager; sie versammelte die Familie um sich und ließ sich von ihrem Gemahle versprechen, er und die Seinigen wollten den kirchlichen Neuerungen ferne bleiben, wollten im katholischen Glauben leben und sterben.

Vierzehn Jahre alt, zog Petrus nach Köln, um am Montaner-Gymnasium und an der Universität seine Studien zu vollenden. Nikolaus van Esche, ein tief frommer Priester, ward sein Erzieher und väterlicher Freund. Noch als Greis von mehr als 70 Jahren dankte Canisius dem Herrn, daß er ihn zu Köln in die Hände dieses Mannes geführt. Von ihm ward er angeleitet, die bösen Regungen seines Herzens entschieden zu bekämpfen und die Sünde mehr zu fliehen als jedes andere Uebel. „Eines nur“, pflegte Nikolaus zu sagen, „bringt Heil, Gott dienen; alles andere ist Trug.“ „Verstehest du Christum gut, so genügt es, wenn du auch das Uebrige nicht verstehen

sollest.“ Täglich mußte Petrus einen Abschnitt des Evangeliums lesen, einen besonderen kernhaften Spruch aus demselben sich wählen und öfter während des Tages an denselben sich erinnern. Der Vater hatte seinen hochbegabten Sohn zum Rechtsgelehrten bestimmt; diesen aber zog es mächtig hin zum Studium der heiligen Wissenschaften und zu der Beschäftigung mit göttlichen Dingen. Als der Vater die Hand einer reichen Braut ihm anbot, antwortete Petrus darauf, indem er am 25. Februar 1540 dem Herrn vollkommene Keuschheit gelobte. Bald darauf hörte er Großes erzählen über den ersten Gefährten des heiligen Ignatius, den seligen Petrus Faber, der damals zu Mainz als Professor, Prediger und Beichtvater wirkte. Canisius brannte von Begierde, den Mann Gottes zu sehen: er eilte nach Mainz und unterzog sich unter Fabers Leitung den geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius. Sein Beruf war gefunden; er schloß sich, unter den Deutschen der erste, am 8. Mai 1543 der Gesellschaft Jesu an. „Von da an“, schreibt er etwa ein Jahr vor seinem Tode in einem geistlichen „Testamente“, „war es meine vornehme Angelegenheit, Christo dem Herrn nachfolgen, wie er arm, keusch und gehorjam auf dem Wege des Kreuzes mit vorausging.“

Un Leib und Seele wie verjüngt—das bezeugt er selbst—kehrte Canisius nach Köln zurück, um seine Studien abzuschließen und die erste Niederlassung des neuen Ordens am Ufer des Rheines zu gründen. Sein erstes Messopfer feierte er im Jahre 1546. am Feste des heiligen Antonius von Padua. Seine Predigten in der alten, schönen Kirche Sancta Maria im Capitol stifteten reichen Segen. Der damalige Erzbischof und Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, war von falschen Propheten betört und suchte seinem Lande das Lutherthum aufzuzwin-

gen. Doch die Geistlichkeit, die Hochschule und die Bürgerschaft von Köln widerstand ihm mannhaft. In ihrem Aufrufe eilte Canisius, kaum 25 Jahre alt, nach Lüttich zu dem mächtigen Bischof Georg, Prinzen von Oesterreich, ja wiederholt sogar an den Hof des Kaisers Karl V., um Hilfe gegen den treulosen Verräther zu suchen. Derselbe ward vom Bischofsstuhl herabgestoßen und durch einen würdigen Hirten ersetzt.

Dem Eifer unseres Canisius öffnete sich nun ein anderer Schauplatz. Er mußte als Theologe des Kardinals Otto Truchseß an der Kirchenversammlung von Trient teilnehmen. Als diese unterbrochen wurde, durfte er zum ersten Male den Boden der heiligen Stadt Rom betreten. Es war im Sommer des Jahres 1547. Der heilige Ordensstifter Ignatius schloß ihn voll zärtlicher Liebe in seine Arme und ward nun in eigener Person für ein halbes Jahr sein Lehrer und Meister in der Schule der christlichen Vollkommenheit. Canisius hat manche dieser Lehren schriftlich aufgezeichnet. „Als man Ignatius fragte, welches ein kurzer Weg zur Vollkommenheit sei, antwortete er: Wenn du vieles Widrige aus Liebe zu Christus leidest; erbitte dir diese Gnade von Gott.“ „Er wollte, daß man die Tugend nicht ermesse aus dem Gesichte, sondern aus der Besinnung und der Frucht derselben, namentlich aus der Abübtung und dem Siege über sich selbst. Ueberwinde dich, war seine Losung. Wenn das Weizenkorn nicht abstirbt, bleibt es allein.“ Auch Canisius mußte sich überwinden. Ignatius befahl ihm im Frühlinge des Jahres 1548 nach der fernen Insel Sicilien zu ziehen und im Collegium von Messina das Amt eines Lehrers der Beredsamkeit zu übernehmen. Bald aber sollte Deutschland ihn zurückerkhalten. Herzog Wilhelm IV. von Bayern, für die Erhaltung des katholischen Glaubens eifrig besorgt, verlangte vom General der Gesellschaft Jesu einige Ordensgenossen für die Lehrstühle der heiligen Wissenschaft an der

Hochschule von Ingolstadt. Unter denen, auf welche des Ordensstifters Wahl fiel, war auch Canisius. Auf der Rückreise aus Sicilien erbat er sich zu Rom den Segen des Papstes Paul III. und legte vor dem heiligen Ignatius am 4 September 1549 die feierlichen Ordensgelübde ab. Als er in der Peterskirche am Grabe der Apostelfürsten betete, da war es ihm, als ob diese ihn segneten und ihren besonderen Schutz ihm verhießen. „Ebendasselbst,“ so schrieb er später in seinen „Selbstbekenntnissen“ „hast Du, o Herr, gleichsam Dein heiligstes Herz mir geöffnet, und mir befohlen, aus diesem Quell zu trinken.“ „Es war mein sehnliches Verlangen, daß Ströme von Glauben, Hoffnung und Liebe aus demselben in mich hineingeleitet würden; ich dürstete nach Armuth, Keuschheit, Gehorsam; ich begehrte von Dir ganz abgewaschen, bekleidet und geschmückt zu werden.“ Von Rom ging der Diener Gottes nach Bologna, um am Grabe des heiligen Ordensstifters Dominikus zu beten und um die Doklormürde, in der Gottesgelehrtheit sich zu erwerben. Dann eilte er über die Alpen, Ingolstadt zu.

Ingolstadt war noch katholisch, als Canisius dort eintraf; aber das neue Evangelium von der Freiheit des Fleisches hatte auch an diesem Orte verheerend gewirkt. Müßiggang und Rohheit machten sich breit. Die Lehren des Glaubens waren wenig bekannt, das heilige Messopfer gering geschätzt; Manche schämten sich beinahe, öffentlich zu beten. Canisius begnügte sich nicht mit seinen wissenschaftlichen Vorlesungen; er belehrte das Volk in Predigten und Christenlehren; er betete von der Kanzel aus ihm vor, zog mit den Kindern, fromme Lieder singend, durch die Straßen, führte die Studenten oftmals zum Tische des Herrn. Ein neues Leben regte sich und trieb frohe Blüten.

Das erfuhr der fromme König Ferdinand I.; er ruhte nicht, bis Canisius auch seiner Hauptstadt Wien zu Hilfe kam. Der Selige begann im Jahre 1552 an der

Wiener Hochschule zu lehren. Bei seinen Predigten, berichtet man, war anfangs kaum ein Duzend Zuhörer zugegen; doch sie mehreten sich so sehr, daß Canisius bald auf Einladung des Stadtrathes eine der vornehmsten Kirchen Wiens für seine Vorträge wählte. Er ward auch zum Hofprediger, zum Vorsteher des adeligen Erziehungshauses, zum Verwalter des Bisthums ernannt. In der Fastenzeit des Jahres 1553 durchzog er predigend und die Sakramente spendend eine große Anzahl von verwaisten Landpfarreien Niederösterreichs. Zwei Jahre später sandte der König ihn nach Prag, damit er im Dome das Wort Gottes verkünde und in der Stadt ein Collegium seines Ordens errichte. Die böhmischen Hussiten knirschten. Eines Tages slog ein großer Stein durch das Fenster der Prager Clemenskirche, als Canisius eben am Hochaltare das heilige Opfer feierte. Das war nicht die einzige Beschimpfung, welche dem Gottesmanne in seinem Leben widerfuhr; er wurde oftmals mit Schmähungen, Spottliedern, Verleumdungen verfolgt. „Lieben wir,“ so schrieb er im Jahre 1560 einem Ordensbruder, „diejenigen, welche uns verfolgen und verleunden! Wir bekommen aus dem Munde der Feinde der Kirche die Namen zu hören: Seelenmörder, höllischer Hund, Erzwolf, Fürst der Heuchler. Gepriesen sei Gott! Er lasse diese Unbilden die Vorübungen sein zu einem schweren Kampf und zum blutigen Tode!“

Schmerzlicher als der Haß der Feinde berührte den demüthigen Canisius die Ehre, welche der heilige Ignatius im Jahre 1556 ihm erwies: er ernannte ihn zum ersten Provinzial des Ordens für die Länder des oberen Deutschlands. Im selben Jahre treffen wir den rastlosen Mann zu Regensburg, wo er im Dome die Adventspredigten hält und beim Reichstage die Bischöfe und katholischen Fürsten zum Einstehen für die Kirche anspornt. Im nächsten Jahr führte ihn der Gehorsam gegen Papst und Kaiser zum Re-

ligionsgespräche nach Worms; er war einer der Wortführer des katholischen Theiles und lag mehr als einmal im heißen Kampfe mit Melancthon, dem Haupte der Protestanten; bald zogen diese beschämt sich zurück. So fand Canisius die Zeit, im Jahre 1558 eine Mission in der niederbayerischen Stadt Straubing zu halten, zu Rom der ersten Generalversammlung der Gesellschaft Jesu beizuwohnen und darnach im Auftrage Pauls IV. den päpstlichen Nuntius nach Polen zu begleiten. Aber bald rief Kaiser Ferdinand seinen Canisius zu sich nach Augsburg, wo er für den Reichstag seines Rathes bedurfte. Das reiche, mächtige Augsburg hatte im Jahre 1537 Bischof und Domkapitel aus seinen Mauern vertrieben, Altäre und heilige Bilder zerstört. Wohl war die Geistlichkeit zurückgekehrt, aber auch jetzt noch lag das katholische Leben tief darnieder; bei der Frohnleichnamsprozession des Jahres 1559, so sagt man, wurden etwa zwanzig Unwürdige gezählt. Eben damals ward die Kanzel des Augsburger Domes erledigt; das Domkapitel bat und flehte, Canisius möchte sie übernehmen. Er that es und harrete sieben Jahre auf ihr aus. Nun sah man Hunderte und Hunderte, die seit Jahren ihre kirchlichen Pflichten veräußert, zum Empfang des Leibes Christi sich drängen. Das kirchliche Fasten, die Wallfahrten, die Werke der Barmherzigkeit lebten neu auf. Am 5. März 1561 that Papst Pius IV. in einem eigenen Schreiben unserem Seligen seine Freude und seine Dankbarkeit kund.

Mitten unter diesen Arbeiten legte Canisius die Grundsteine zu den Unterrichtsanstalten der Gesellschaft Jesu in München, Innsbruck, Dillingen, erschien, von den Vorstehenden der Kirchenversammlung berufen, ein zweites Mal in Trient, leitete zu Innsbruck den Kaiser Ferdinand in höchst wichtigen kirchlichen Fragen auf die richtigen Wege. Als im Jahre 1565 zu Rom der heilige Franz Borgias zum Oberhaupt des Ordens gewählt wurde, war Canisius einer der Wähler.

Von da sandte ihn Papst Pius IV. als einen Nuntius an den Mittel- und Niederrhein, damit er bei den Bischöfen und Fürsten die Tridenter Beschlüsse verkünde und deren Ausführung betreibe. Ein Jahr später mußte er beim Augsburger Reichstage dem päpstlichen Gesandten Cardinal Commendone zur Seite stehen. Das folgende Jahr führte ihn nach Würzburg in Franken, wo das Volk seines Unterrichtes, der eifrige Bischof seines Rathes bedurfte. Nachdem er im Jahre 1568 abermals in Ordensgeschäften nach Italien gezogen, durfte er endlich im folgenden Jahre die Bürde des Provinzialamtes niederlegen, um im Auftrage des heiligen Papstes Pius V. zwei große gelehrte Werke zur Vertheidigung der katholischen Wahrheit auszuarbeiten: das eine beschäftigt sich mit Johannes dem Täufer; das andere ist der seligsten Jungfrau Maria gewidmet. Dabei verwaltete Canisius einige Jahre das Predigamt bei Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, hielt zweimal zu Lands h u l die Fastenpredigten vor dem frommen Herzoge Wilhelm von Bayern, ging im Jahre 1573 auf das Geheiß des Papstes Gregor XIII. nach Rom, um über Deutschlands kirchliche Lage Bericht zu erstatten, besuchte im folgenden Jahre im päpstlichen Auftrage zwei deutsche Fürstenhöfe, war beim Regensburger Reichstage des Jahres 1576 Rathgeber des päpstlichen Bevollmächtigten Cardinal Morone. Gegen sich selbst war der fromme Mann so streng, in Fasten und anderen Werken der Buße, daß seine Mitbrüder immer wieder ihn mahnen mußten, doch seines Lebens und seiner Gesundheit zu schonen. Schon hatten Sorgen und Mühen seine Haare gebleicht und seiner Stimme ihren Klang genommen; da ward er, im siebenzigsten Jahre stehend, von Gott zu neuer, harter Arbeit in die Schweizer Berge gerufen.

Schon lange vor Ablauf des 16. Jahrhunderts war ein beträchtlicher Theil des

Schweizervolkes dem Glauben seiner Väter untreu geworden. Auch das katholische Freiburg, von protestantischen Herrschaften umgeben, schwebte in großer Gefahr; einer höheren Lehranstalt entbehrend, sandte es so manche seiner Söhne nach auswärtig an protestantische Schulen. Blutenden Herzens sah dies der päpstliche Nuntius Johannes Franziskus Wonomi, ein Herzensfreund des heiligen Karl Boromäus. Er beschloß, Hülfe zu bringen durch die Gründung eines Collegiums der Gesellschaft Jesu. Der eifrige katholische Freiburger Rath ging mit Freuden auf des Nuntius Vorschläge ein. Canisius erhielt von seinen Obern den Auftrag, das Werk zur Ausführung zu bringen. Er zog im Gefolge des Nuntius am 10. Dezember 1580 durch Bern und langte mit ihm am selben Tage noch in Freiburg an. Man empfing ihn wie einen Boten vom Himmel. Bald begannen er und seine Gefährten im Sankt-Nikolaus-Münster und in andern Kirchen Predigten und Christenlehre zu halten, und der Jugend gelehrten Unterricht zu ertheilen. Pater Canisius, so bezeugte im Jahre 1626 in amtlicher Urkunde der Freiburger Rath, besuchte oftmals die Kranken, war voll des Eifers im Beicht hören, nahm alle, die ihn besuchten, mit großer Demuth und Liebe auf.“ Die frommen Marienvereine, die heute noch in der Stadt blühen, sind seine Stiftung. Unter seiner Mitwirkung erhielt Freiburg seine erste ständige Buchdruckerei. Von ihm gemahnt oder angegemuntert, erließ die Regierung eine Reihe von höchst heilsamen Verordnungen zum Schutze des Glaubens und der Sittlichkeit. Angefeuert durch seine Flammenworte, versammelte sich die Bürgerchaft in der Kirche des heiligen Nikolaus und gelobte in feierlichem Schwure, lieber Blut und Leben zu opfern, als ihrem katholischen Glauben untreu zu werden. Das Gleiche thaten die Landgemeinden. Canisius durchwanderte sie predigend und segnend, ohne auf sein Alter und auf die rauhe Winterkälte zu achten. Stilllich

wuchs unterdessen auf der Höhe über der Stadt der Bau des Collegiums heran. Noch zu Lebzeiten unseres Seligen ward er vollendet, eine Zierde für die ganze Gegend, eine Pflanzstätte der Wissenschaft und Tugend auf Jahrhunderte hinaus. Für den Gottesdienst hatte man vorläufig eine Kapelle errichtet; bei ihrer Einsegnung, am 5. August 1596, zeigte der fünfundsiebenzigjährige Canisius zum letzten Male sich auf der Kanzel; sein Wort war kaum mehr verständlich; doch seine Erscheinung genügte, die Herzen zu erwärmen. Durch seine Schwäche an das Zimmer gefesselt, ertheilte er immer noch mit großer Liebe christlichen Unterricht, besonders solchen, die aus dem Irrthum zur katholischen Wahrheit zurückkehren wollten. Freiburgs edelste und weiseste Männer gingen als vertraute Freunde bei ihm aus und ein; so der Propst von Sankt Nikolaus und Generalvikar Petrus Schnewly und seine Amtsnachfolger Sebastian Werro, der vortreffliche Johannes Michael, Guardian und später Provinzial der Franziskaner, der gelehrte Stadtschreiber Wilhelm Zechtermann. Auch der heilige Karl Borromäus, Kardinalerzbischof von Mailand, und der heilige Franz von Sales, damals Dompropst von Genf, schrieben nach Freiburg und baten den Diener Gottes um sein Gebet und seinen Rat. Mehrmals ward der Versuch gemacht, den ehrwürdigen Greis aus der Schweiz nach Deutschland zurückzuführen; aber jedesmal traten Hindernisse dazwischen. „Der heilige Nikolaus“, jagte er scherzend, „läßt mich nicht ziehen.“ So kam es, daß die Stadt Freiburg die Zugin seines seligen Hinganges und die Hüterin seiner geheiligten Ueberreste wurde.

Nachdem er drei Monate lang eine schmerzliche Krankheit mit himmlischer Geduld ertragen und die heiligen Sakramente mit rührender Andacht empfangen, starb er am Feste des Apostels Thomas, den 21. Dezember 1597, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr; an seinem Todesbette knieten neben seinen Mitbrü-

dern Propst Werro von Sankt Nikolaus drei Vertreter der Regierung und zwei Mitglieder des Kapuzinerordens. Das Sterbezimmer wurde in eine Kapelle verwandelt, die irdische Hülle des Seligen in der Kirche des heiligen Nikolaus vor dem Hochaltare beigesetzt und im Jahre 1625, als die Kirche des Collegiums vollendet war, in diese übertragen.

„Petrus Canisius“, sagt der große Geschichtsschreiber Johannes Zanzsen, „gehört zu den hervorragendsten und einflußreichsten Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts.“ Durch das weite Deutschland hin und über dessen Grenzen hinaus erklang sein mächtiges Predigtwort: zu Nymwegen in Holland und zu Lüttich in Belgien so gut, wie zu Luzern in der Schweiz, zu Prag in Böhmen und im Dome von Köln. Der große Prediger war ein ebenso großer Kinderfreund. Wohin er kam, da hielt er Christenlehre; die Kinder liefen von Weitem ihm entgegen und liebten ihn wie einen Vater. Die schriftstellerische Feder legte er von seiner Jugend an fast niemals aus der Hand: er gab Schriften der Kirchenväter heraus, widerlegte in großen, gelehrten Werken die neuen Irrlehrer, beschenkte die Geißlichkeit mit ausführlichen Erklärungen der Evangelien, verfaßte Andachtsbücher für Kranke, für Jüngsten, für Studenten, für gewöhnliche Leute. Dem Schweizervolke erzählte er in deutschen Schriften die Thaten und Wunder seiner großen Heiligen, des heiligen Beat, der heiligen Mauritius und seiner Genossen, des heiligen Fridolin, der heiligen Idda von Teggenburg, des seligen Nikolaus von der Flie. Für den Kanton Solothurn schrieb er ein Leben der heiligen Ursus und Viktor; dem Kanton Luzern widmete er seinen Beatus. Doch heller als all' diese Werke, gleich einer Sonne, hat am Himmel der Kirche ein anderes Büchlein geleuchtet, das der Feder des seligen Canisius entstammt. Martin Luthers Katechismus hatte ganz Deutschland überchwemmt.

Da setzte Canisius ihm auf König Ferdinands Geheiß einen katholischen Katechismus entgegen; derselbe hat vom Jahre 1555 an bis auf unsere Tage zahllose Auflagen erlebt und ist für Millionen ein Führer zum Paradies geworden; er war schon beim Tode seines Verfassers weit mehr als zweihundertmal gedruckt und in elf verschiedene Sprachen übertragen. So hatte Propst Werro von Freiburg nicht Unrecht, wenn er am Grabe des Gottesmannes erklärte, derselbe sei ein Patriarch der schweizerischen Kirche, eine Säule des katholischen Glaubens gewesen. So durfte das katholische Deutschland unter seine Apostel ihn rechnen. So Großes hätte Petrus nie und nimmer gewirkt, hätte er nicht mit seinen heiligen Lehren ein heiliges Leben verbunden. Er suchte nur Gott. Zu Ingolstadt lud man dringend ihn ein, die Stelle eines Prokanzlers der Hochschule zu übernehmen, welche reiche Einkünfte mit sich brachte; Canisius wies sie standhaft von sich. Als er dem Straßburger Bisthume wichtige Dienste geleistet, sandte das Domkapitel ein großes Almosen ihm zu; Canisius schickte es sofort den Gebern zurück. König Ferdinand drang Jahre lang in Canisius, er möchte den Hirtenstab des verwaisten Wiener Bisthums ergreifen; der demüthige Mann lehnte beharrlich die Forderung ab. Man sah ihn noch als Greis die Gänge des Freiburger Collegiums kehren. Als zu Messina in Sicilien ein Collegium eröffnet werden sollte, fragte Ignatius die Seinen, ob sie geneigt wären, dorthin zu gehen. „Ich bin bereit“, erklärte Canisius ihm schriftlich, „überallhin zu gehen, nach Messina, nach Indien oder an einen anderen Ort, und in Messina will ich jeden Dienst übernehmen, welchen der Gehorsam mir aufrägt, ob ich nun Koch werden soll oder Gärtner, ob Pförtner oder Schüler oder Professor.“ Man hat ihn mit einem Hammer verglichen, der den Fels zum Zermalmen. Für die Irrenden aber schlug sein Herz in warmer Liebe. „Wir müssen“, schrieb er sechs Jahre vor

seinem Tode, „den Verführten und den Verführten wahre Liebe erzeigen und auf jede Weise uns bemühen, ihnen Gutes zu thun.“ Solch hohen, edlen Sinn schätzte Canisius aus dem nie versiegenden Brunnen seines Gebetes. Zu Freiburg pflegte er täglich sieben Stunden zu beten. Da konnte man ihn schauen, in Thränen zerfließend, und derart in Gott versunken, daß er, was um ihn vorging, weder sah noch hörte. Das Herz des Erlösers bewunderte, begrüßte, pries er mit zarter Andacht und bereitem Munde. Gern pilgerte er, den Rosenkranz in der Hand, nach der Kapelle Unserer Lieben Frau zu Bürglen. Mit Wort und Schrift empfahl er die Wallfahrt nach dem Marien-Heiligthum von Einsiedeln. Am Altare war er würdevoll und von Andacht glühend wie ein Engel; in Freiburg schätzte sich glücklich, wer seinem Meßopfer hatte beizuhohnen können.

Der Ruf der Heiligkeit umglänzte unsern Canisius in seinem Leben. Sein Grab ward zur Wallfahrtsstätte, die Gegenstände, die er gebrauchte, zu Reliquien. Man sprach bald von zahlreichen Gnaden, die er seinen frommen Verehrern erwirkt habe. Schon in den Jahren 1625 und 1626 begannen darum die Bischöfe von Augsburg, Freising und Lausanne gerichtliche Untersuchungen über sein Leben und seine Wunder. Im Jahre 1740 ward der päpstliche Prozeß für seine Seligsprechung eröffnet, und als die Kriege und Staatsumwälzungen des letzten Jahrhunderts denselben unterbrochen hatten, nahm Papst Gregor XVI. im Jahre 1833 von Neuem ihn auf und gab im Jahre 1844 die feierliche Erklärung ab, Petrus Canisius habe die christlichen Tugenden in heldenmüthigem Grade besessen. Pius IX. bestätigte am 17. April 1864 nach sorgfältigster Prüfung vier Wunder, die auf Anrufung des Dieners Gottes geschehen waren, und nahm ihn am 20. November dieses Jahres in die Zahl der Seligen auf. Im gleichen Jahre wurden von dem Hochwürdigsten Herrn Stephan Marilley, Bischof von

Lausanne und Genf, die Gebeine des Seligen aus der Gruft des Chores von Sanct Michael erhoben; sie blieben in der Kirche, fanden aber nun ihre Stätte im Altare der Kapelle, welche man einige Jahrzehnte früher zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu erbaut hatte. Sobald es der göttlichen Allmacht gefallen wird, den großen Wundern, welche sie bereits auf die Fürbitte des seligen Petrus Canisius gewirkt, zwei neue Wunder folgen zu lassen, ist alle

Aussicht vorhanden, daß dem herrlicheren Manne die höchste aller irdischen Ehren beschieden werde, die Ehre der Heilig-sprechung. Möge Gottes Güte in uns den Glauben und das Vertrauen mehren, damit wir recht bald jene Wunder von ihr erlangen und mit unseren Augen unseren Petrus Canisius im Kranze der Heiligen sehen, zum Ruhme der göttlichen Dreieinigkeit und zur Freude der ganzen katholischen Kirche!



Die treue Gattin.

Ich will ein treues Weib dir sein,
Und deineshalb nur an dir hangen,
So wie der Heiland treu und rein
Erlösend hielt die Welt umfangen.
Und wie er schweigend ging in Tod,
Des Vaters Willen treu ergeben;
So will ich halten dein Gebot,
Und müßt ich opfern auch das Leben!

Jeanette Serrot, die Tochter eines angesehenen Mannes von Metz, folgte sehr jung ihrem Bräutigam, dem Marquis Louis Serrot nach Paris. Unter denen, die im Jahre 1793. das Unglück hatten, durch den Vorzug einer adeligen Geburt, frühere Reider erweckt zu haben, befand sich auch der Marquis. Es erschien wider ihn schon als Anklage, daß er ein Edelmann war, und noch dazu einer von den Edelleuten, die nicht, zur rechten Zeit alles Edlere im Menschen verleugnend, Jakobiner oder Tiger wurden, um a la Robespierre den Namen Mensch zu schänden und den Fluch aller Nationen auf sich zu laden; und so wurde er mit auf die Liste derer gesetzt, die vermöge ihres „von“ zum Tode qualifizirt wurden.

Man fragte den Marquis, ob er ein unrechtmäßiges, bisher gebrauchtes Rangverhältniß abschwören und fortan nur Bürger Serrot heißen wolle? Ich habe mir auf den Rang niemals etwas zu Gute gethan, erwiederte er, und viel ehrenwerther erscheint mir der Name Bürger, wenn darun-

ter nur Ehrenmänner verstanden werden sollen. Also—fort mit dem Marquis, ich heiße Serrot.—Das paßte aber dem Wütherich Robespierre nicht. Verstellung, nichts als Verstellung, rief er aus, er fürchtet das Gericht, darum weicht er der Macht, aber im Herzen bleibt er doch, was er war, ein Edelmann, ein Verräther! Er sterbe!—Er sterbe, schrien die Anderen, meist seine Kreaturen, ihm nach und schnell ward nun der Befehl gegeben, ihn zu verhaften, zum Scheinverhör vorzuführen und dann—zu guillotinieren.

Während Serrot traurig beim Abendtisch mit seiner Gattin saß, stürzte ein Arbeiter bleich und athemlos ins Zimmer und rief: Fliehen Sie, die Pariser Nachthaber kommen, Sie zu verhaften. Lange schon darauf vorbereitet, faltete Serrot seine Hände und sagte: Herr, wie du willst!—Aber die Gattin sprang schnell gefaßt auf und rief ihm zu: Nicht also, mein Louis, wir haben noch ein Mittel zur Rettung und wenn du mich liebst, so folgst du mir. Sie führte ihn rasch durch einen unterirdischen Gang des Schlosses in eine verborgene Gruft. Als die Fenster ihn nirgends fanden, steckten sie das Schloß in Brand und zogen wüthend ab.

Fast ein halbes Jahr brachten Beide in diesem schauerlichen Verstecke zu; Je-

nette trug mit Heldenmuth ihres Gatten Schicksal und half ihm auf alle mögliche Weise sein Loos erleichtern. Da entschloß sie sich, selbst nach Paris zu gehen und heimlich den Lauf der Begebenheiten zu erforschen. Sie nahmen herzlichen Abschied von einander.

Seit drei Jahren war Jeannette mit Serrot vermählt und während dieser Zeit hatte sie die zinnigste Achtung, die herzlichste Freundschaft, oder, wenn man will, eine stille, ruhige Liebe mit einander verbunden, obwohl sie am Hochzeitstage manche Thräne gewaltsam unterdrücken und unbenutzt trocken mußte; denn—ihr Herz gehörte damals einem Andern. Sie liebte den jungen Braudrait; aber Braudrait war kein Edelmann und Jeannette's Vater, ein adelstolzer Beamter in Metz, konnte sich nicht entschließen, seine Tochter einem Bürgerlichen zu geben; darum wurde jenes Band, das sie heimlich mit dem Gewählten ihres Herzens geschlossen, gewaltsam getrennt und ebenso ein neues wider ihren Willen mit Serrot geknüpft. Kaum war aber der Segen der Kirche über sie und Serrot gesprochen, als sie sich selbst auch heilig gelobte, nur ihm anzugehören und Jenen—zu vergeßen. Täglich lernte sie nun den Werth ihres Gatten, sein vortreffliches Herz und seinen schönen, edlen Charakter immer mehr kennen und schätzen, und erwies ihm die Hingebung einer pflichttreuen Gattin.

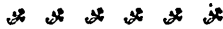
Zu ihrer Freude hörte sie in Paris, wie man täglich dem Sturze des Terrorismus entgegen sehe und wie dadurch auch ihr Gatte sehr wahrscheinlich würde wieder frei auftreten können. Ganz vergnügt verließ sie die Stadt, als ihr ein Mann begegnete, der sie scharf ansah und—o Himmel! es war Braudrait. Sie wollte an ihm vorbeieilen, er hielt sie aber auf, fragte, wie es ihr gehe, wo ihr Mann sei u. s. w. und schalt sie dann, daß sie sich nicht gleich vertrauensvoll ihm entdeckt und um seine Hilfe gebeten habe, da er Einer der Machthaber sei und dem Robespierre

ganz nahe stehe.—Sie dachte an ihren armen Serrot und aus Liebe gegen ihn vertraute sie sich dem ersten Bräutigam, der sie mit dem Gatten zu sich einlud, sie dort zu verstecken versprach und sich dann für ihre Sicherheit verwenden wollte.—Sie verabredeten nun, wie sie am Abend in seine Wohnung eintreffen wollten; und glücklich wie eine Königin lief sie drei Stunden gewiß in zweien hinaus, sank ihrem Louis, als sie in die Höhle trat, freudetrunken an die Brust und konnte erst nach und nach von den Muthmaßungen der Pariser über die Schreckensregierung und endlich von Braudrait erzählen. Serrot hatte keinen Verdacht, und mehr über die Erlösung seiner armen Jeannette, als in Rücksicht der eigenen Freiheit, sank er auf die Kniee und pries die Allmacht des Allerhöchsten. Sie säumten nun auch nicht mehr lange der Einladung Folge zu leisten und zur bestimmten Stunde standen sie an der Thüre des Freundes in der Noth, der sie sogleich einließ, in einen hübsch eingerichteten Hinterbau führte und sie dann zu einer glänzenden Abendtafel lud, wie die Armen sie freilich seit sechs Monaten nicht mehr gehabt hatten. Darauf wünschte er ihnen wohl zu schlafen und ging; aber kaum war er fort, als ein Lärm im Hause entstand und—Serrot verhaftet wurde.

Außer sich sprang Jeannette an seinen Hals und war nicht von ihm zu trennen, so daß man sie ins Gefängniß bringen mußte. Am andern Tage aber wurde er schon zum Verhöre geführt; gewaltsam drängte sich die Gattin mit in den Saal. Man verurtheilte ihn sogleich zum Tode. Jeannette aber wurde freigesprochen. Was?—rief sie entsetzt, ich soll frei sein?—ich, die alles mit ihm theilte, seine Tugenden, seine Verbrechen, seine Schuld? Nein, meine Herren, da irrt ihr euch, wenn ihr mich für besser haltet; wißt denn: ich habe, ich verfluche die gottlose Republik! Ich lebe und atme nur im rechtmäßigen Königthum; versucht's einmal und

laßt mich frei wenn ihr ihn richtet, und meine erste Arbeit soll sein die Mühe, euch jämmerlich zu stürzen, euch Glende, die ihr zur Schmach, zur ewigen Schande der ganzen Nation diese selbst zu euch herabwürdig! Fluch über euch! Es lebe der König! Da gebot ihr der Richter mit drohend erhobener Rechten Stille und sprach dann auch über sie das Todesurtheil. Glückliche, als ob man ihr die Welt ge-

schenkt habe, umarmte sie ihren Gatten und bestieg eine Stunde später mit der heitersten Miene das Schaffot, ihm—der ihr gleich darauf in die Ewigkeit folgte, noch herzlich zureufend: Treu Dir im Leben, treu Dir im Tode! — Kalt stand der Bube, der sie dem Tode überliefert hatte, Braudrait, vor der Guillotine und sah sie Beide sterben; — einen Monat später ging er denselben Weg! —



Die Skapulier-Bruderschaft der seligst. Jungfrau Maria vom Berge Karmel.

(Aus: „Die Heilige Familie“ von P. Bonaventura Hammer, O. S. F.)

Die Skapulier-Bruderschaft ist in der ganzen katholischen Kirche ausgebreitet und unzählbar sind die Gnaden welche durch dieselbe den Mitgliedern schon zugeflossen sind. Sie entstand auf folgende Weise:

Um das Jahr 1176 lebte in der Grafschaft Kent in England ein frommer Knabe ganz einsam in einem großen Walde. Getrieben von der Sehnsucht nach heiliger Abgeschiedenheit, hatte er sich dahinbegeben.

Sein Name war Simon Stock. Zwanzig Jahre hatte er ein Einsiedlerleben geführt. Da brachten zwei Pilger bei ihrer Rückkehr vom heiligen Lande einige Mönche vom heiligen Berge Karmel mit, welche man Karmeliter nannte. Im finstern Walde bauten sie sich ein Haus, wo sie nun nach ihrer strengen Ordensregel lebten. Diesen frommen Männern schloß sich Simon an. Nach einiger Zeit machte er eine Reise in das heilige Land, wo er sechs Jahre blieb. Bei seiner Rückkehr wurde er zum General des ganzen Karmeliterordens erwählt. Als er am 16. Juli 1265 auf dem Sterbette lag, erschien ihm die Himmelskönigin Maria, umgeben von einer Menge Engel, ein Skapulier des Karmeliterordens in der

Hand. Sie übergab es ihm, indem Sie sprach: „Nimm hin, mein Sohn, dieses Skapulier meines Ordens, als das unterscheidende Zeichen meiner Bruderschaft und als Merkmal eines Vorzuges, den ich für dich und alle Kinder deines Ordens erhalten habe: derjenige, welcher mit dem Skapulier bekleidet fromm stirbt, ist vor dem ewigen Feuer sicher. Es ist dies ein Zeichen des Heiles, ein Schutzmittel in Gefahren und das Unterpfand eines besondern Friedens und Schirmes bis ans Ende der Zeiten.“

Maria erschien auch dem damaligen Papste Johannes XXII. und sprach zu ihm die Worte, welche er selbst der Welt verkündete: „Johannes, Stellvertreter meines Sohnes, du verdankst mir die hohe Würde, zu der du durch meine Bitten bei meinem Sohne erhoben worden bist; und da ich dich den Schlingen deiner Feinde entzogen habe, so erwarte ich von dir eine günstige und ausführliche Bestätigung des Ordens der Karmeliter, welcher mir immer ganz besonders zugethan war. Und wenn unter den Mönchen und Brüdern, welche das Reilliche verlassen, sich solche befinden sollten, deren Sünden das Fegfeuer verdient hätten, so will ich als ihre zärtliche

Mutter am Samstag nach ihrem Tode mit den unter sie in das Fegfeuer gehen und diejenigen befreien, welche ich darin finde und sie auf den heiligen Berg an den seligen Wohnort des Friedens bringen.“

Was nun dem seligen Ordensgeneral Simon begegnet, was Papst Johannes XXII. selbst gesehen, gehört und der katholischen Kirche verkündet hat, das hat einer der gelehrtesten Päpste, nämlich Benedikt XIV., genau untersucht und bestätigt.

Schließen wir hier einige Worte über die Bedingungen an, welche zu erfüllen sind, damit man an den beiden genannten Privilegien Antheil habe.—Um an der ersten Gnade, nämlich der eines guten Todes und der Bewahrung vor der Hölle, teil zu haben, muß man der Karmeliterbruderschaft rechtmäßig einverleibt sein, das Skapulier beständig tragen, ein frommes christliches Leben zu führen sich bemühen und im Augenblicke des Todes wirklich mit dem Skapulier bekleidet sein. Um der zweiten Gnade, der baldigen Befreiung aus dem Fegfeuer, theilhaftig zu werden, muß man, außer der Beobachtung der obigen Bedingungen, die standesmäßige Keuschheit bewahren, und, wenn man lesen kann, die kleinen Tagzeiten der allerseeligsten Jungfrau beten, wie sie im römischen Breviere enthalten sind. Statt dessen gilt jedoch das gewöhnliche Breviergebet für die Priester und die dazu verpflichteten Ordenspersonen, wie auch die kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau für diejenigen, welche dieselben zu beten sonst verpflichtet sind. Kann man nicht lesen, so muß man alle von der Kirche gebotenen Fasten beobachten, und zudem noch an allen Mittwochen und Samstagen von Fleischspeisen sich enthalten, es sei denn, daß das Weihnachtsfest auf einen dieser Tage falle.

Selbstverständlich müssen sich die Mitglieder eines christlichen Lebenswandels bekleiden und dürfen sich nicht mutwillig der Gefahr einer Todssünde aussetzen, indem sie etwa glauben, das Tragen des Skapuliers allein werde sie vor der ewigen Verdamm-

niß bewahren. Maria, unsere mächtige Mutter, erkennt nur diejenigen als ihre wahren Diener an, und nimmt sie unter ihre mütterliche Obhut, welche den Willen haben, die Sünde zu fliehen, wissenlich und vorzüglich in keiner Todssünde verharren, und die Pflichten eines Christen nach Kräften erfüllen. Diese bewahrt Maria vor dem Falle, steht ihnen bei im Tode, und befreit sie, sollten sie wegen läßlicher Sünden oder ungenügender Buße im Fegfeuer sein, aus jenem Orte der Qual.

Die Mitglieder der Skapulier-Bruderschaft vom Berge Karmel nehmen theil an den Verdiensten aller Gebete, heiligen Messopfer und guten Werke des ganzen Karmeliterordens.

Ablässe. **VOLLKOMMENER ABLAß** unter den gewöhnlichen Bedingungen (Beicht, Kommunion und Gebet nach Meinung des Papstes): 1) Am Tage, wo man das Skapulier empfängt und damit in die Bruderschaft eintritt. 2) Am Feste Mariä vom Berge Karmel, 16. Juli, oder am folgenden Sonntage, oder an einem anderen Sonntage des Juli, nach der Gewohnheit des betreffenden Ortes. 3) In der Todesstunde, wenn man nach Beicht und Kommunion den heiligen Namen Jesu andächtig, wenn möglich mit dem Munde, oder sonst im Herzen anruft. 4) An einem Sonntag jeden Monates, wenn man der mit Erlaubniß des Diöceanbischöfes zu haltenden Bruderschaftsprozession beivohnt. 5) Für jene Mitglieder, welche dieser Prozession nicht bequem beivohnen können, ist der andächtige Besuch der Bruderschaftskapelle dafür vorgeschrieben. 6) Kranke, gefangene und reisende Bruderschaftsmitglieder, welche auch jene Kapelle nicht besuchen können, gewinnen den Ablass, wenn sie die kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau oder fünfzig Vater unser und Ave Maria beten, und wenigstens reumüthigen Herzens den Vorsatz haben, so bald als möglich zu beichten und zu kommunizieren, wozu sie durchaus verpflichtet sind.

UNVOLLKOMMENER ABLAß. 1) Fünf Jahre und 5 Quadranten einmal im Monat, wenn die Mitglieder die heiligen Sakramente empfangen und nach den gewöhnlichen Meinungen beten. 2) 5 Jahre und 5 Quadranten, wenn sie mit brennender Kerze das heilige Sakrament zu den

Kranken begleiten und für diese fromm beten. 3) 3 Jahre und 3 Quadragenen an allen von der ganzen Kirche gefeierten Muttergottesfesten, wenn sie beichteten, in der Bruderschaftskirche oder Kapelle kommunizieren und nach den gewöhnlichen Meinungen beten. 4) 100 Tage, so oft die Mitglieder irgend ein Werk der Frömmigkeit oder der Nächstenliebe verrichten, z. B. die Leiche eines Verstorbenen zu Grabe geleiten, die Not der Armen lindern, Feinde ausöhnen, Unwissende in den Heilswahrheiten unterrichten u. s. w.

Alle diese Ablässe sind den armen Seelen zuwendbar.

Sonstige Privilegien. 1. Durch Bewilligung des Papstes Pius IX. vom 15. Januar 1855 können alle Mitglieder der Karmeliterbruderschaft, wenn sie sich an Orten befinden, wo keine Kirche des Ordens oder der Bruderschaft vom Berge Karmel ist, alle mit dem Besuche dieser Kirche verbundenen Ablässe gewinnen, wenn sie statt dessen ihre Pfarrkirche besuchen. Dadurch haben die Mitglieder noch theil an vielen vollkommenen Ablässen, welche den Karmeliterkirchen bewilligt sind. Die Ablässe sind nach Beicht, Kommunion und Gebet nach den gewöhnlichen Meinungen in den genannten Kirchen, an folgenden Tagen zu gewinnen: 2. und 4. Februar, 19. und 25. März, Gründonnerstag, Ostersonntag, Schutzfest des heiligen Joseph oder einem Tage der Oktav, Christi Himmelfahrt, 5., 16. und 25. Mai, 2. und 16. Juli

oder innerhalb der Oktav des letzteren, 20. und 26. Juli, 7. und 15. August, Sonntag nach Mariä Himmelfahrt, 27. August, 8. September, 15. Nov. oder wenn dieser auf einen Sonntag fällt, am folgenden Tage, 21. Nov., 24. Nov. oder innerhalb der Oktav, 8. Dez., Weihnachtsfest, an einem Tage des 40stündigen Gebetes.

2. Alle heiligen Messen, welche für die Seelenruhe der Mitglieder gelesen werden, sind mit einem Ablass verbunden.

3. Dazu kommen endlich die zwei großen Privilegien, Bewahrung vor der Hölle und baldige Befreiung aus dem Fegfeuer.

4. Endlich bewilligte Papst Leo XIII. durch Breve vom 16. Mai 1892, daß alle Gläubigen am 16. Juli, dem Feste Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, so oft einen vollkommenen, auch den armen Seelen zuwendbaren Ablass gewinnen können, als sie nach reumüthiger Beicht und Kommunion eine Kirche oder öffentliche Kapelle des Ordens der Karmeliter, der Ordensmänner sowohl als der Ordensfrauen, von der ersten Vesper bis zum Sonnenuntergang des Festtags selbst, andächtig besuchen und daselbst nach der Meinung des Papstes und für die Befreiung der Sünder fromm beten.

Das vorgenannte Privileg, wonach die Mitglieder der Karmeliterbruderschaft alle an die Karmeliterkirchen geknüpften Ablässe durch den Besuch ihrer eigenen Pfarrkirche oder der Bruderschaftskirche gewinnen können, hat hier keine Geltung.



Verschiedene Erklärungen über den Ursprung des Rosenkranzes.—Andere erklären den Namen in anderer Weise, während der Gebrauch der Schnur mit Kügelchen nach dem Gelehrten Du Cange daher seinen Ursprung erhalten haben soll, weil im achten Jahrhundert den Büßern nicht selten 20, 30, 50, 100 Vaterunser oder Kniebeugungen auferlegt wurden. Damit sie in der Zahl nicht irren, erhielten sie die entsprechende Anzahl von Körnern. Daher nannte man sowohl die einzelnen Körner als auch die ganze Schnur „Pater noster,“ in England Beltidum.

Polydorus Virgilius und andere eignen dem Einfiedler Petrus von Amiens die Erfindung des Rosenkranzes zu. Er habe hölzerne Kügelchen, größerer und kleinerer Form, 55 an der

Zahl, abwechselnd an einander gereiht um die von den Kreuzfahrern zu betenden „Vaterunser“ und „Gegrüßtest du, Maria“ anzugeben Demnach siele die Erfindung immerhin noch in die Zeit vor dem ersten Kreuzzug, und haben jene sicher Unrecht, welche behaupten, Petrus habe die Sache den Mohamedanern abgesehen.

Reiche Frauen besaßen häufig Pater noster aus Perlen, Edelsteinen, Goldkügelchen und trugen sie als Fierde um den Hals; ärmere rugen dergleichen aus Glas, Holz oder besonderer Erde. Gräfin Godiva, Stifterin des Klosters Conventry, wollte, daß nach ihrem Tode ihr aus den schönsten und kostbarsten Steinen gefertigter Rosenkranz dem Muttergottesbilde um den Hals gehängt werden sollte.

Bilder als Prediger.



Wenn ich recht müde und geistig ermattet bin, dann greife ich wohl nach Bildern, um mich nach Kinder-Art am Schauen zu erfreuen. Schöne Skizzen, gute Illustrationen oder gar Kunstblätter wirken befähigend und erquickend, erfrischend und verjüngend auf den Geist; die Phantasie entzündet und belebt sich wieder an ihnen und der Seele wachsen neue Schwingen. Welch' innig-traute Sprache sie reden, wie viel du'ge Poesie sie athmen! Nach Werth und Charakter der Darstellung ist die Stimmung verschieden, in welche der Beschauende versetzt wird, aber wohlthätigen Einfluß übt jedes gute Bild.

Heute möchte ich nur von zwei Blättern reden oder vielmehr von dem wunderbaren Empfinden, das mich immer bei ihrem Anblick beschleicht.

Das eine gehört zu dem berühmten Cyclus der Dore'schen Bibel-Illustrationen und führt den Titel: Der Untergang alles Fleisches.

Ein ergreifendes Bild!

Die Sintfluth hat die Erde verschlungen. Jehova hat die Welt durch Wasser gerichtet! O, es ist eine graufige Geschichte, die uns der Künstler da in engem Rahmen gibt.

Der Zorn Gottes hat die Brunnen der Tiefe entsegelt, die Schläusen des Himmels geöffnet. In Strömen ergossen sich die Wolken, Meere brachen aus den Höhlen der Erde. Furchtbar erscholl das Gurgeln und Schlürfen und Brausen des Wassers. In wilden Wogen und Wirbeln durchrauschte es die Thallande, in donnernder Brandung umkreuzte es Höhen und Berge. Triften und Wälder hat es verschlungen, in der gährenden Fluth liegen die blühenden Auen und volkreichen Städte begraben.

„Da wurde vertilgt alles Fleisch, das sich auf Erden regte, die Vögel, die Thiere, das

Vieh und alles Gewürme, das auf der Erde kriecht, alle Menschen.“ (Moses 1, 21.)

Welch' gräßliche Orgie hat der Tod gefeiert! Der Untergang alles Fleisches!

Das Dore'sche Bild zeigt uns nur die letzte Scene der erschütternden Welt-Tragödie.

Ueber die endlose Wasserwüste ragt nur noch eine Felsenkuppe empor. An und auf sie hat sich das letzte Lebende geflüchtet. Eine kurze Spanne Raum und Zeit zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Leben und Tod! Sie kämpfen nicht mehr um die Erhaltung, die letzten Opfer. Der starke Lebensmuth ist gebrochen, der Jammer der Verzweiflung ist erstorben. Aus den innersten Kammern der Herzen bricht die versöhnende Liebe hervor und der letzte Gipfel Erde wird zum Altar ihres Martyriums. Tief unten im Schlamm und im Broden des Chaos liegt die Sünde begraben. Die letzte Felsenplatte wird der Opferstein der Sühne. Nur noch eine Hoffnung glimmt in den Seelen der Tod-Geweihten: Vielleicht, daß der Herr doch sein Strafgericht kürzt.—So klammern sie sich an die letzte Scholle. Auf ihr ist kein Platz mehr für die Aermsten. Eine Tigerin hat Besitz von ihr genommen und hierher ihre Jungen getragen. Im Kampfe um's Dasein behauptet die Bestie den letzten Platz!—

Höher und höher schwillt die Fluth. Mit jedem neuen Morgen haut sich das Meer am Horizonte mächtiger auf. Wie ein schwarzes Bahrluch liegt der finstere Himmel auf der dunkeln Erde. Nur in der Ferne ein matter Schimmer, das Blinken der Wasser!

Von den Unglücklichen sinkt eines nach dem andern unter, hier ein Mann, dort eine Frau, mit der Verzweiflung der Mutter das Kind ihrer Liebe noch einen Moment über die zürnenden Wellen emporhaltend.

Tod und Nacht ringsum. Im brausenden Ocean nur noch ein Menschenpaar, schön, wie wohl Adam und Eva waren, unglücklich wie diese, als des Engels flammendes Schwert sie blendete, daß der Zauber des Paradieses vor ihren Augen schwand. Keine Rettung, keine Gnade! Selbst die Arche, die bislang noch im feinen Osten stand, ist aus ihrem Gesichtskreise gewichen!

Wie schwer mögen sie sich gegen den Herrn versündigt haben! Hatten auch sie der Göttin der Vernunft gedient, jener Vernunft, die wähnt, ihren Thron über den Allerhöchsten setzen zu können, und den Menschen wie den Cherub entwürdigt und in's Verderben stürzt? Was immer sie auch gefehlt, sie wollen's duldbend büßen. Möge der Herr nur ihrer Kinder gedenken und ihnen Gnade erweisen!

Furchtbar rauschen die Wasser, als seien sie vom Zorne Gottes gebläht. Obem des Todes und der Verwesung weht durch die schwüle Atmosphäre. Müde Geier schwirren schreiend hin und her, vergebens nach einem Halteplatze spähend. Näher und näher gähnt das Grab.

Das eigene Leben ist verwirrt; mögen Engel sich der unschuldigen Kinder erbarmen und sie in ihre Hut nehmen.

Bebenden Mundes und blutenden Herzens küssen Vater und Mutter die zarten Kleinen; dann hebt sie der Mann hinauf auf die nasse moosige Bank und bittet sie zu Füßen der Tigerin, die brüllend mit ihrem Leibe ihre Jungen schützt. Sie achtet der armen Menschen nicht an ihrer Seite, zu ihren Füßen. Der Schrecken der eigenen Noth hat ihre wilden Instinkte gelähmt.

Welche Sterbenspein auf dem letzten Fleckchen Erde!

Jammernd streckt die unglückliche Mutter ihre Arme aus. Ihr kleiner Liebling hört ihr Weinen und Rufen. Verlangend neigt er sich ihr entgegen; er kennt nicht Noth noch Tod; er will am Mutterherzen ruhen. Da hat sie sein Händchen gefaßt.

Wie die Brandung tost und donnert! All-

gewaltig umfaßt sie jetzt den Satten. Laut auf schreit der Mann und sucht entsetzt die Gattin zu retten, die Kinder zu schirmen. Der Welle mächtiger Arm trägt sie hinweg, der Wogenschwall verschlingt ihren Todes-schrei.

Ueber den Felsen weg sprüht schon der Gischt.

Von Grausen gepackt und das schöne Anlitz von Angst verzerrt, schaut der ältere Knabe in die kochende Gährung. Da stürzt eine hohe Welle daher und entführt ihn und seine armen Brüderchen. Nur die Bestie trotz noch dem Tode.

Die Jungen zu ihren Füßen hat die Fluth hinweggespült; das letzte hat die Tigerin mit dem Maule gefaßt und hält es kläglich heulend über das Wasser weg. Da wankt der Boden unter ihren Füßen, vom Meere unterwühlt. Ein dumpfes Brüllen noch, das im Sturme erstirbt und — — „Alles ist todt, in dem Obem des Lebens war auf Erden.“ (Moses 1, 22.)—

Nur die Arche ruht auf dem Wasser und über ihr, wie am Tage der ersten Schöpfung wieder, der Geist Gottes.

Der Herr zürnt nicht ewig.

Sein Friedenszeichen erscheint in den Wolken und schlingt ein leuchtendes Band der Gnade um Himmel und Erde!

* * *

Ein anderes Bild, nicht minder ergreifend, wie das erste.

Es zeigt die Arena des Colosseums. Auf dem blutgetränkten Boden soll ein weiteres Opfer gerichtet werden. Auch hier ein Martyrium der Liebe, doch nicht der Sühne. Eine edle Römerin soll des Todes sterben, weil sie es wagt, Christin zu sein. Weißer noch als das schneeige Gewand glänzt die Stirne der Heiligen.

Annuth und Liebreiz schmücken die jugendliche Gestalt, die ein leises Zittern durchfliegt, nicht vor Schrecken, sondern vor Scham und Scham, da sie sich den frechen Blicken der Zehntausende von Zuschauern preisgegeben sieht. Das zu der Schläfen aufwallende Blut färbt die Wangen mit

zartem Roth; die langen seidnen Wimpern legen sich wie schützende Schleier über die Augensterne. Ein Gemurmel des Beifalls geht durch die Gallerieen und schlägt wie laute Meeresbrandung an ihr Ohr.

Sie alle sind gekommen sich, am Anblicke ihres Blutes zu berauschen, sich an den Qualen ihres Todes zu weiden!

Auf den marmornen Bänken, in den damastbehängten Logen, sitzt die ganze vornehme und elegante Welt der Eiserstadt. Unmittelbar über ihr thron auf goldenem Stuhle der Imperator, das Haupt von einer Lorbeerkrone umkränzt. Ihm zur Linken die Höflinge und Würdenträger des Reiches in ihrer Waffenzier und bunten reichen Tracht, ihm zur Rechten die Kaiserin in golddurchwirktem Kleide und die aristokratische Damenwelt mit Juwelen und Perlen behangen, mit Blumen geschmückt.

Dahinter dann im amphitheatralischen Aufbau die Tribünen und Gallerien mit dem vieltausendköpfigen Publikum.

Um das hohe Sims des mächtigen Baues spannt sich ein kostbarer Niesen-Baldachin, aus dessen Falten duftige Essenzen stäuben, um mit süßem Arom die warme Luft zu kühlen und zu würzen. Da, auf den Wink des Cäsars, fliegen die Thüren des Löwenzingers auf! Langsam, zögernd tritt der König der Wüste in die Arena. Ohrenbetäubendes Geschrei und Beifall der Tausende empfängt ihn. Er stutzt und blickt murrend auf. Sein Grollen dröhnt wie der Donner eines nahenden Wetters. Da gewahrt er die Christin, die ihn zu erwarten scheint. Stille herrscht jetzt im Theater, lautlose Stille. Jedes Auge harret der kurzen Tragödie, die sich hier abspielen soll.

Ein schugloses, schuldloses Weib dem Zahne des wilden Thieres preisgegeben!

Ist kein Retter da, kein Held, um für die zarte, reine Jungfrau in die Schranken zu treten?

Finsteren Auges sieht der Imperator nieder. Kein Strahl der Milde bricht aus seinem Blick. Er will den Göttern Sühne leisten dafür, daß eine Römerin ihre Märe

verachtet. Die Syllaiten des Hofes preisen seine Gerechtigkeit und rühmen seinen Eifer. Kein Erbarmen für die dem Tode Geweihte!

Näher und näher schleicht sich der Löwe an sein Opfer heran, wohl um es nach Katzenart in plötzlichem Sprunge zu tödten.

Und im weiten, weiten Hause kein Herz voll Mitleid für die Aermste, kein Arm, sie zu schützen?—

Den vornehmen Damen, der Blüthe der römischen Frauenwelt, die in Glück und Schönheit strahlend, Siena an Stern, die weiten Colonaden füllen, ist wohl der Sinn für Reinheit und Seelengröße abhanden gekommen. Den Künsten der Buhlerei fröhnen sie und ihre Herzen wiegen sich in trügerischen Träumen von Liebe und Seligkeit.

Tod der Christin, der Verächterin unserer Sitten! rufen sie und locken mit buntseidenen Fächern den Löwen, seine Braut zu umfassen!

Zur Vertheidigung der Unglücklichen erhebt sich keine Stimme!

Stumm sitzen die Lehrer des Rechtes, die Professoren der Weisheit, die Redner des Forums.

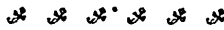
Sie freuen sich des seltenen Schauspiels. Es wird zur Bereicherung ihrer heidnischen Gelehrsamkeit dienen. Welche Fülle von psychologischen Effekten wird die Scene bieten!

Wie jessend und fremdartig ist dieses junge Weib! Dichter und Künstler sind von ihm entzückt. Wie furchtlos und heiter tritt es dem Tode entgegen. Von so viel Adel und Schönheit scheint selbst der Löwe geblendet. Wie huldigend legt er sich zu Füßen der Christin nieder. Es ist ein unerhörtes Schauspiel. Ein Gefühl momentan menschlicher Nührung hat wohl Alle ergriffen; denn ein lauter Beifallssturm dröhnt durch das Haus. Schen springt der Löwe auf; er scheint sich seiner Schwäche zu schämen. Laut brüllend umschleicht er sein Opfer, peitscht sich die Flanken und duckt sich nieder.

Mit verhaltenem Athem blicken Alle zur Arena. Wie siegreich ist der Christin Glaube, wie stolz ihre Tugend. Eine Schülerin des Nazareners weiß zu sterben. Selbst in den letzten Todeszuckungen wird sie nur noch darauf bedacht sein, ihre frauliche Ehre vor den listernen Blicken ihrer entmenschten Genker zu schirmen.

Von den Gallerien, wo die Heise der römischen Plebs lärmt, die zuchlosen Gladiatoren und barbarischen Legionäre sitzen, erschallt wildes unmenschliches Geschrei, Philosophen und Senatoren stimmen mit ein, wie Donner braust es auf und nieder, die endlosen Sitzreihen entlang. Es ist der Triumphruf der Hölle. Ruhig erhebt die Christin das sanfte Auge und läßt es ernst über die tobende Menge schweifen. So hob wohl der Meister das Auge zu den Hohepriestern und dem Volke von Judäa auf, da es von Pilatus sein Blut forderte.

Doch siehe, aus der Höhe flattert ein Vögel des Himmels herab, ein Zeichen der Liebe kommt geflogen, eine duftige Gentianenblüte am frischen Blatte. Sie fällt von der Marmorbank der goldstrahlenden Tribüne. Leise schwebt sie nieder und sinkt jetzt vor den Füßen des Löwen in den Sand. Ist es Unrecht oder Zufall? Fiel die Rose aus dem vollen Strauße einer Patrizierin, aus dem Kranze einer trunkenen Bacchantin? Nein, nein! Das Herz der Christin sagt anders.



Die Welt hat verlernt, zu lieben und zu leiden und darum ist auch heute wieder so viel Heidenthum auf Erden.

Katholischen Männern zeigen wir den Weg der Pflicht und der Ehre; wir wollen sie vor den Sirenen-Sängern und den Nezen socialistischer Abenteuerer warnen und bewahren.

Glaub es einem kleinen Leich
Ist das Herz des Menschen gleich;
Nimmer kann es sich ergießen,
Ohne selber zu zerfließen.

Im Pfuhe der Hölle ist eine Seele zum Bewußtsein ihres Adels erwacht. Ueber die Wogen der Wuth der menschlichen Bestien hat sie ein Herz, wie die Arche Gottes über die Sintfluth, erhoben.

Furchtlos hebt die Märtyrerin die Rose auf, preßt sie an die Brust und blickt selig lächelnd nach oben. Da neigt sie sich droben ein edles Frauenantlitz grüßend, über die Brustung. Ein zorniger Aufschrei durchzittert die Luft, daß jäh der Löwe aus seiner Lethargie aufschreckt.

Ein Sprung, ein dumpfes Gebrüll, ein schreckliches Knirschen und — unter den Pranken des Raubthieres liegt zuckend, blutüberströmt sein Opfer.

Der Kaiser und sein Gefolge, Frauen und Schöngelster, Soldaten und Volk, Alle klatschen dem Thiere Beifall.

Jahrhunderte schwinden, das Colosseum sinkt in Trümmer, die römische Welt geht zu Grab. Aber das Laster triumphiert weiter über die Tugend, das Recht unterliegt immer wieder der brutalen Gewalt. Dede und trostlos, wie die Wasserwüste, ebbt und flulhet das Meer der sozialen Welt. Doch da fällt in das Düstter des Lebens der Vögel der Verheißung vom Himmel nieder: am grünen Zweige des Glaubens die Wunderblume der Hoffnung, am Reize der Unsterblichkeit die Opfer-Rose der Auferstehung.

Um die Handels-Herrschaft der Welt ringt mit dem parjiden Albion das continentale Deutschland. Dem augenscheinlichen Gange der Ereignisse zufolge wird Letzteres auch auf diesem Gebiete Sieger bleiben. Da dürfe sich am Ende doch noch das Dichterswort bewahrheiten:

„Und es wird am deutschen Wesen
Einstens noch die Welt genesen.“

Heil'ge Mutter, eines Schenke:
Deines Sohnes Wunden jense
Unauslöschlich mir ins Herz.

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Das Rosenkranz-Gebet für den Heiligen Vater und die Kirche, deren Ausbreitung und Triumph auf Erden, ist das Gebet der Katholiken und namentlich der Kinder von „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“ im Monat Oktober!

Wir müssen für das tägliche, das heißt, für das Brod jedes einzelnen, immer des heutigen Tages, beten, weil Gott nicht will, daß man sich wegen des „morgen“ unnötiger Sorge und gar der Verzweiflung hingeebe. Wer dich heute erhört, der wird dich morgen nicht vergebens bitten lassen; denn Er lebt morgen, wie heute und immer und ewig und Alles kommt doch stets nur von Ihm und aus Seiner Hand.

Der nächste Monat ist der Armen-Seelen-Monat. Da sollte der Ernst des Todes uns recht vor die Seele treten und sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an den Endzweck des Lebens gemahnen. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet. Der Kirchhof ist der Gottesacker der Ewigkeit. Seine Erde ist geweiht, weil die Leiber der in Gott Verschiedenen in ihm ruhen sollen.

Das ist das tiefste Weh,
Dem selbst die Thräne ist versagt;
Das ist das größte Leid,
Das nicht um fremdes Mitleid fragt.

Das Skapulier, das Ehrenkleid der frommen Verehrer „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“, ist nicht ein abergläubischer Talisman, ein Schutz- und Trug-Mitte gegen Noth und Tod; aber es ist eine Wehr in Versuchungen, ein Schirm in Gefahren und die Bürgschaft eines gottseligen Sterbens. Wer könnte in der Sünde ver-

harren und dahinscheiden, wenn es ihm mit der Verehrung und Nachfolge der lieben Mutter-Gottes heiliger Ernst ist? Tragt darum das Skapulier und ziert auch eure Kinder mit ihm, christliche Eheleute!

Das Gebet ist die Sprache der Engel, deren Beruf in der ewigen Anbetung besteht. Je inniger das Gebet, desto näher bringt es zum Throne Gottes hinan und die ärmsten Menschen sind darum diejenigen, die den Werth und die Kraft des Gebetes nicht kennen.

Das Erste der vielen freundlichen Schreiben, mit welchen in diesen Tagen der Redaktionsstisch der „Kundschau“ überfluthet wurde, war von der Hand des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Covington, Ky. Möge man uns nicht der Indiscretion beschuldigen, wenn wir uns verpflichtet halten, dasselbe zur Kenntniß unserer Freunde und Leser zu bringen. Es lautet:

The devotion to Our Lady of Mount Carmel is one which I highly commend. Invested with the Scapular on the very day of my baptism, I have experienced the maternal protection of Our Blessed Mother in a very striking way, and I ever keep a childlike love and gratitude in my heart for the Great Immaculate Mother of God, Mary most Holy.

Devotedly yours in C. J.,
† CAMILLUS P. MAES,
Bishop of Covington.

Die Internationale hat auch in Amerika Boden gefaßt. Ihr gottloser Geist, der den Umsturz predigt und auf eine Welt-Revolution hinstrebt, phosphorescirt aus den Reden des berüchtigten Demagogen Eugene V. Debs und bricht wie eine dämonische Lohe aus den Brandreden von Johannes Most. Da ist es Zeit, Alarm zu schlagen!

Eine einzige Macht kann die Gefahr noch beschwören; ein einziges Hinderniß kann

ihren Fortschritt noch hemmen: diese Macht ist der religiöse Geist, der noch lebt im Herzen der Arbeiterklasse; dieses Hinderniß ist die katholische Kirche. Die Internationale weiß dies auch gar wohl: deshalb verdoppelt sie ihre Anstrengungen, um die christlichen Gesinnungen zu unterdrücken, um den Glauben im Herzen der Arbeiter zu ersticken und Gott aus ihrer Seele zu verdrängen! Deshalb hat sie auch der Kirche den Krieg erklärt, und nur deshalb verfolgt sie dieselbe mit unverzählichem Haß.

Aber dieser Widerstand, den der religiöse Geist und die Kirche überall da, wo man auf ihre Stimme hört, den Plänen der Internationale entgegensetzen können, muß auch überall, soll die Lage nicht hier wie anderwärts verhängnißvoll werden, gleichmäßig und kräftig sein; ist er irgendwo schlaff und kraftlos, so leidet die ganze Gesellschaft darunter. Und leider ist die Lage schon verhängnißvoll. Sie ist da, und sie ist das Vorbild einer schrecklichen Krisis, deren Einbruch man sich nicht verheimlichen kann.

Die Cuba-Frage beschäftigt die amerikanische Diplomatie, wenn wir von einer solchen in den Ver. Staaten überhaupt sprechen dürfen, immer noch in hervorragender Weise. Diese Liebe für die Perle der Antillen wäre wirklich rührend, wenn sie nicht all zu sehr an die Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben erinnerte. Einen recht bösen Strich machte den Herren in Washington die Aussage eines Consuls der Ver. Staaten in einer Hafenstadt des südlichen Cuba durch ihre derzeitige, Spanienfeindliche Politik. Dieselbe lautete dahin, daß die wichtigsten Provinzen der Insel pacificirt seien, daß Handel und Wandel wieder ihren regelrechten Gang nehmen, daß die Ueberläuferei der Insurgenten groß sei, daß die Berichte des General Weyler korrekt und wahr sind und daß die Rebellion faktisch niedergebroschen sei. Diese

Meldung ging in Form einer Depesche durch alle Tagesblätter des Landes. Keines wagte, den Bericht des Beamten Lügen zu strafen, aber keines hatte auch den Muth, der Wahrheit im editoriellen Theile das Wort zu leihen. Denn in der Antipathie gegen Cuba und Spanien sind die Organe aller Partei-Schattirungen einig. Das ist wohl nicht so sehr aus Liebe und Wohlwollen gegen die herrschende Regierung, als weil es bequem ist, von der Strömung der öffentlichen Meinung sich treiben zu lassen, den Interessen statt den Principien Rechnung zu tragen und mit den Wölfen zu heulen. Nur einzelne gesinnungstüchtige deutsche Blätter machen eine rühmliche Ausnahme, während selbst einzelne katholische Organe englischer Zunge sich nicht entblöden, mit der Rebellion zu fraternisiren.

Daß bei allen politischen Revolutionen auch eine anti-kirchliche Strömung zu Grunde liegt, haben diese Scribenten aus dem Gang der Weltgeschichte wohl nicht gelernt. Hätten sie die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit auf den Philippinen und auf Cuba kritisch geprüft, dann hätten sie die veräuerte Erkenntniß noch gewinnen können. Aber Geistesblinde sind eben unheilbare Patienten.

Sollte es der Administration von Präsident McKinley gelingen, Spanien weitere Verlegenheiten zu bereiten, dann dürfte Cuba schließlich am Wenigsten dabei gewinnen. Was am Ende für die Ver. Staaten dabei herauskommt, das wird die Zukunft zeigen.

Wir Katholiken haben inzwischen Ursache und Pflicht, für das katholische Volk Spaniens und seine fromme Königin zu beten. Auch Cuba's Wohl liegt in seinem Mutterlande und nicht in der Möglichkeit einer künftigen Autonomie als Neger-Republik oder Beute-Objekt der Yankee-Politik.

In dem Maße, wie die wohlgemeinten Erlasse und Sympathie-Beschlüsse für die Verbreitung der katholischen Presse im

Landes zunehmen, in eben dem Maße wächst die Noth der katholischen Blätter, die auf den Aussterbe-Stat gesetzt zu sein scheinen. Die deutschen katholischen Journale leiden dabei am meisten. In gleicher Weise, in welcher ihnen die Eristenz-Mittel versagen, wachsen die Ansprüche, die man an sie stellt. Den theuren Luxus von Original-Depeſchen können ſich nur einzelne von ihnen geſtatten, zur Füllung der Leſepalten ſind die allermeiſten auf ſogenannten Plattenſtoff angewieſen und zur editoriellen Behandlung der wichtigen Fragen der Zeit können ſich auch nicht alle die nöthigen literariſchen Kräfte beſchaffen. Mit Täuſchungen und Blindkuh-Spielen läßt ſich aber auf die Dauer das Leſepublikum nicht fördern. Und in dem Grade, in welchem ſie ſtoßlich den Blättern engliſcher Junge nachſehen müſſen, verſiecht auch mehr und mehr die Einnahme-Quelle, welche den „amerikaniſchen“ Blättern aus dem Anzeigen-Departement quillt. Zu Allem geſellt ſich noch die ſeltig abſterbende Abonnenten-Liſte. Traurige Erſcheinungen, die wohl Niemand leugnen oder ignoriren kann. Wo ſoll da Hülfe herkommen?

Nun, daß ſchöne Beſchlüſſe und gnädige Erlaſſe nicht helfen, davon darf ſich doch Jeder nach und nach überzeugen haben. Verſuche man es doch einmal, ſtatt mit dem Rathe, mit der That! Beſtelle und bezahle man katholiſche, gute Blätter, weiße man ihnen Anzeigen zu, wenn man kann, verbreite an ſie in weiteren Kreiſen! Der Subſiſtenz-Mittel, der Einnahmen, kann auch die beſte Sache der Welt nicht entzathen. Man wähne doch nicht, daß das Abonnement-Geld für eine katholiſche Schrift ein Almosen ſei; denn ſie bietet dem Herzen und Geiſte mehr, als ein Organ der Tagesmeinung, dem gegenüber man ſich nie in der Rolle eines Mäcenäs geſällt. Man patroniſire und halte die katholiſchen Blätter, weil ſie der Sache Gottes und der Kirche, alſo dem ewigen und zeitlichen Heile des Volkes das Wort reden. Wohl hörten wir ſchon hier und da nicht ohne

Spott hinweiſen auf die katholiſche Preſſe des Landes im Vergleiche mit den Organen des katholiſchen Lebens in Deutschland. Aber ſind ſich auch dieſe Herren Kritiker des Unterſchiedes bewußt, wie die Preſſe des katholiſchen Deutschland erhalten, gefördert, geſtärkt und groß gemacht wurde im Vergleiche zur theilweiſen Vernachläſſigung, Ignorirung und Deſavouirung der deutſchen Preſſe der katholiſchen Amerikas? Nur ſo iſt es geſchehen, daß das Leben eines katholiſchen Journaliſten in den Ver. Staaten ein Opferleben, ein Martyrium iſt. Das mögen die nicht bezeihen, welche ſich den katholiſchen Organen gegenüber in kühler Reſerve halten; Wer aber je unſerer katholiſchen Literatur hierzulande nahe getreten iſt, weiß es beſſer. Preſſe und Centrum bilden in Deutschland eine durch Einigung erſtandene Großmacht im ſocialen, poliſtiſchen und kirchlichen Leben. Wie ſieht es hier?

Wir haben hier kein Centrum! Aber brauchen wir nicht eines?—Iſt der ſtille Krieg, der hier gegen Chriſtus und Kirche geführt wird, ein Schreckgeſpenſt und ein Phantom der Schwachen?

In Amerika ſind es Preſſe und Pfarrſchule, welche die Grundpfeiler der kirchlichen Zukunft des Landes bilden. Iſt die eine die Bruſtwehr, ſo iſt die andere die Citadelle der Hochburg des katholiſchen Lebens. Daß es heute um Beide aber nicht ſehr gut beſtellt iſt und daß mit dem einen Bollwerk das andere fallen wird, wagen wir zu behaupten, ſelbſt auf die Gefahr des lebhaftesten Widerſpruchs hin. Dann wird es ſich auch zeigen, ob in der Neuen Welt wirklich neben ſogenannten neuen Ideen auch neue Wahrheitsregeln ſich entwickeln, oder ob auch hier noch der altbewährte Satz gilt: Wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft!

Daß die Mahnungen des Vaters der Chriſtenheit, unſeres weitblickenden Oberhirten, Papſt Leo XIII., für die Verbreitung und Pflege der katholiſchen Literatur, daß die Warnung ſo vieler Biſchöfe, Prie-

ter und Organisationen für thatkräftige Unterstützung der katholischen Presse und Pfarfschule heute schon als in erster Stunde erklingen, bezeugt doch die erschreckende Thatfache, daß das ganze englischredende katholische Element der Bevölkerung unserer Union nicht ein einziges Tageblatt besitzt! Das beweist doch, daß dem katholischen Jung-Amerika der Sinn und das Verständniß für katholische Literatur in höchst bedauerlicher Weise fehlt. Was jetzt schon inopportun scheint, die Gründung und Erhaltung eines bezüglichen würdigen Journals, wird von Tag zu Tag immer schwieriger und schließlich fast unmöglich werden. Videant Consules! Die Presse ist ein Leuchtturm der Katholizität, die Pfarfschule ihr Sockel. Wer es noch gut meint mit unserer Jugend, unserer Kirche und Christus, Wer noch ein Ohr hat für die Stimmen von oben, der trete für Beide ein. Wir entfalten heute das Banner „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“, um der Streitenden Kirche im guten Kampfe zu dienen!

Schwarz-Seher mögen für die Zukunft der „Rundschau vom Berge Karmel“ fürchten. Das beirrt uns nicht. Denn kommt sie auch in erster Stunde, sie erscheint doch noch zur rechten Zeit. Würde ja in dem Kranze der deutsch-amerikanischen periodischen Literatur die schönste Blume fehlen, eine Zeitschrift, speciell der Verehrung der Mutter Gottes, „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“ geweiht. Schon darum ist die „Rundschau“ ein Bedürfnis; denn die deutsche Sprache, die hier so tausendfältig zum Ruhme Gottes und der Kirche erklingen ist, soll in einem Marien-Hymnus ausklingen! Aber, es wird hoffentlich noch recht lange währen, ehe derselbe in seinen letzten Tönen erstirbt. Bis dahin—hoffen wir, und so thun Tausende von deutschen Verehrern Mariens in Amerika mit uns. Darum steuern wir mit Zuversicht im Herzen und mit vollen Segeln unter Ihrer Hut auf den Ocean des öffentlichen Lebens hinaus!

Der Friedens-Zürst. Eine nervöse Hast, die bange Vorempfindung eines kommenden furchtbaren Ungewissen hält die Gemüther in fiebernder Erregung. Welche Eier nach Erwerb und Besitz, welches Schieben und Drängen in allen Kreisen der Gesellschaft, welcher brutalen Kampf um's Dasein gewahrt das Auge im täglichen Leben und Treiben. Dabei starrt die Welt in Waffen, als gälte es einem allgemeinen gegenseitigen Völkerkriege.

Ein ähnliches Schauspiel bot die Erde nicht selbst in den Tagen der heidnisch-römischen Imperatoren. „Rom herrschte im Innern seines Reiches nicht mit den Mitteln und in der Weise eines militärischen oder bürokratischen, Alles bevormundenden, Alles argwöhnisch überwachenden, in alle Gebiete des Lebens eingreifenden Despotismus; sein mäziges Heer stand zum allergrößten Theile an den Grenzen im eigenen Standquartiereen zum Schutz gegen auswärtige Feinde: im ganzen inneren Gallien, zum Beispiel, lagen nur 1,200 Mann Besatzung; Kleinasien war ganz ohne stehendes Militär, in den Städten überhaupt lagen in der Regel keine Truppen. Mit gerechtem Stolz sprachen daher die Zeitgenossen von dem „Römischen Frieden“, priesen sie, wie Plinius, die „Majestät dieses Römer-Friedens“, betrachteten sie ihre Regierung als die „Bewahrerin der Weltreiche“. (Vgn. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.)

Aber dieser Frieden war nur von kurzer Dauer und sein Hymnus war der Schwanensang der Cäsaren-Herrlichkeit.

Inzwischen ist der Heiland und Erlöser gekommen, den bei seiner Ankunft schon Engel des Himmels als König des Friedens priesen, der auch den wahren Frieden brachte für alle Menschen, die eines guten Willens sind. Christus der Herr hat Liebe und Gerechtigkeit zur Erde gebracht und damit den Frieden.

Wie entchristlich müssen nun die Völker zu Ende des 19. Jahrhunderts sein, da die

ganze Welt nur einem großen Heerlager gleich. Die Großmächte der alten Kulturstaaten zählen ihre streitbaren Männer nach Millionen und die Republiken Amerikas beeilen sich, das Beispiel des Militarismus und der steten Kriegsrüstung Folge zu leisten. Die Mittel hierzu liefern die ungeheuren Anleihen, die von den jüdischen Börsen gerne und auf ewige Zeiten contrahirt werden, weil sie dadurch „berechtigt“ sind, auf dem Wege der Zinnes-Zins-Zahlung für ewige Zeiten hin sich alle Regierungen und Länder tributär zu machen. Die Börse regiert, die Regenten sind ihre Minister und die Steuer-erdrückten Nationen ihre Unterthanen. Die blutige Kriegsjurie ist ihr Schreckbild und die stete Kriegsjurcht die Ruthe ihrer Ausbeutung. Selbst die Könige des entarteten Gottes-Gnadenhumus fühlen ihren Druck und die Präsidenten der Freistaaten buhlen um ihre Gunst.

Friedlos ist darum die Welt und arm zugleich. Auf die Dauer wird diese Misere unerträglich. Ein Ausweg zur Rettung will sich auch dem patriotischsten Staatsmanne nicht zeigen. Soll und kann nur ein Weltkrieg das Ende des Schreckens sein? Mit Traktaten und Pakten möchte man es bannen. Aber alle Dokumente sind nur Blätter, die über kurz oder lang von dem Strome der Ereignisse verschlungen werden. Der jüngste derartige Contract wurde in St. Petersburg geschlossen. Rußland hat vor Aller Augen die Führung der nächsten Geschichte der Großmächte übernommen und die Macht des Ereignisses wird bald jedes Land zu fühlen bekommen.

Das prophetische Wort des großen Napoleon: „Europa wird bei der Reize des Jahrhundertis entweder frei oder kosakisch sein,“ hat sich in gewissem Sinne verwirklicht. Nach einer vorhergegangenen Conferenz der Herrscher Rußlands und Deutschlands erschien auch der französische Präsident Faure im Alexander-Palaste von Peterhof und hier schrieb er, wie der Kaiser „Gaulois“ erzählt, am Scheibische des Czaren stehend nach dessen Diktat die Friedensklausel, wel-

che die sanzöjisch-russische Allianz beschließen und besiegeln sollte. Aber gerade diese Friedensklausel ist es, welche dem Pariser Chauvinismus jede Freude am Bündnisse mit dem nordischen Reiche nimmt; denn sie bestimmt Einhaltung des status quo, also Aufgeben der Idee eines Rachekrieges um Elsaß-Lothringen. So birgt diese neueste Allianz schon von Anfang an des Todes Keim in sich. Ueberdies wird auch Großbrannien in diesem neuen Bunde nicht weniger als eine Garantie, vielmehr eine Bedrohung des Welt-Friedens erblicken. Wir wollen der Zukunft nicht vorgehen. Aber sie wird immer nur neue Beweise für die Wahrheit bringen, welche die Vergangenheit schon bestätigt hat: Herrscher und Große, Reiche und Nationen mögen den Frieden loben, ihn ersehnen und verheißten,—geben und erhalten kann ihn nur Einer: Gott, Christus, der Heiland. In Ihm ist alles Heil und Sein sichtbarer Stellvertreter ist und bleib für immer der Einzige Friedensfürst auf Erden. Nur im Anschlusse und im Geiste mit ihm können alle Freunde des Friedens auf eine Verwirklichung ihres Ideals hoffen. Es muß sich aufbauen auf dem Gebote der Liebe und Gerechtigkeit. Schön sagt Montesquieu: „Wunderbar, die christliche Religion, welche nichts anders anzustreben scheint, als die Seligkeit des jenseitigen Lebens, begründet unser Glück schon im diesseitigen.“ So bleib für unsere Zeit und Welt nur ein Weg zur Rettung: Zurück zu Christus, zur Kirche, zum Papste! Christlich müssen die Völker wieder werden, um glücklich zu sein, und von Gottes Gnaden müssen wieder die Gewalthaber werden, um friedfertig zu sein. Das Weltreich des Friedens ist da, wenn der König Aller Christus ist und auf die Kronen- und Würden-Träger das Wort des Dichters in leichter Umschreibung seine Anwendung findet:

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstehen sie dienend den Herrscher der Welt.

Das Miserere von Allegri.

Ein Blatt aus Mozarts Leben.



Wolfgang Amadeus Mozart, der größten Tonkünstler einer, war schon in frühester Jugend der Welt als Wunderkind bekannt. Mit 14 Jahren war er berühmt und wurde er zum Mitglied der vornehmsten Musik-Gesellschaft, der Academia Filarmonica zu Bologna, ernannt. Auch in Rom wollte man den seltenen Knaben kennen lernen und so kam er auch dahin, um unerhörte Triumphe zu feiern.

Mit *Paletina* war ihm eigentlich erst bewußt geworden, was Musik heißt!

Wie schön, wie erhaben, waren die einfachen Tonstücke dieses großen Meisters, die er als *Missa Papae Marcelli* einst dem heiligen Vater überreicht, und die in *Santa Maria maggiore* die gesammte Kirchenmusik vom Untergange retteten. „Ja!“ — hatte schon damals, als er dieser Tonerschöpfungen ansichtig wurde, der Knabe *Amadeus* gerufen: „Ja! diese Musik stammt nicht von der Erde: sie ist dem Himmel entnommen!“ Und heute, heute! sollte er die große mysteriöse Schöpfung *Allegri's* das große Meisterwerk dieser alt-ehrwürdigen Musik hören — jener Musik deren feierliche Klänge in gleichen Intervallen wie Gottes Stimme tönen!

Da sind keine — oder fast keine — jener verbindenden Accorde um vermittelt derselben eine Causafität und eine Abhängigkeit zwischen den großen Offenbarungen des Absoluten zu Wege zu bringen; keine jener üppigen oder pathetischen Dissonanzen — das Bild unserer Glückseligkeit eines Augenblickes, unserer vorübergehenden, weichen oder aufgeregten Stimmung; kein Rhythmus, der dem Fluge der Zeit folgt, nach den Pulsationen eines sterblichen Herzens gemessen; mit einem Worte, nichts, was einen weltlichen Gedanken erweckte und die

Sprache fleischlicher Leidenschaften spräche. Das ist eine Kirchenmusik, wie nie Jemand eine wahrhafte componierte. Sie enthält durchaus keine profane Beimischung, sie ist von einer ewigen Schönheit, weil sie auf etwas Unwandelbarem, so zu sagen auf der elementaren Verwendung des Accordes ruht; sie ist antique, und das ist einer ihrer kostbarsten Vorzüge, weil ihre Antiquität kein Alter kennt, und sie so — in ihrer ungeheuren Einfachheit und imponierenden Größe — mächtig zu der Verehrung beiträgt, die in jeder edlen Seele für das Heilige glüht!

Heute sollte Mozart zum ersten Male diese gewaltige Schöpfung *Allegri's* kennen lernen. Es war am Gründonnerstage des Jahres 1770.

In der Seite seines Vaters betrat er die berühmte Sixtinische Kapelle.

Aber! . . . welch ein Anblick! die Welt hat ihn nur einmal! . . . Siebenhundert fünf und dreißig brennende Wachslichter erhellen den ungeheuren, mit Menschen schon angefüllten Raum; — dreihundert und neunundvierzig flammten allein auf und an dem Hochaltare . . . fünfzehn armdicke gelbe Kerzen leuchteten, wie Sterne erster Größe, von dem riesigen Skandelaber mit fünfzehn Armen, der mitten im hohen Chore wie ein Riese aus Erz stand.

Und welche schönen und imponirenden Verhältnisse des Baues! Die gewölbte Decke, die sich wie die Kuppel des Himmels über den ungeheuren Raum spannt. Die Wände von alten Florentinern in Fresco gemalt. Dem Eingange gegenüber, an der hintern Wand: *Michel Angelo's* weltberühmtes jüngstes Gericht.

Wolfgang Amadeus, leise zit-

ternd vor Erregung, stand erschüttert: Sein echtes Künstlergemüth, seine weiche empfindliche Seele, seine—der katholischen Kirche angehörige—Religionsanschauung, seine glühende Phantasie. . . alles, alles dies empfand die furchtbar große meisterhafte Darstellung des furchtbar großen Gedankens mit unwiderstehlicher Gewalt.

Jeder Heilige stand, riesig und groß, wie ein Titane, vor seinen Blicken: das Entsetzen aber, die Qual und die Verzweiflung der Verdammten erfüllte seine Seele mit beklemmender Furcht. — Er schaute und schaute — und die Farben wurden Töne: Jubelhymnen und Schmerzensschreie; — ein Aufjauchzen der Erwählten und ein Mark und Bein zerreisendes Wehegeheul der Verdammten.

Plötzlich sah der Vater seinen Wolfgang erblassen. Erschrocken bog er sich zu ihm nieder und frug, was ihm fehle; aber Amadeus schüttelte den Kopf und wandte sich von dem entsetzlich erhabenen Gemälde ab.

Da mit einem Male trat die Geistlichkeit ein und fast in demselben Momente erlöschten — wie durch Zauber — alle die zahllosen Lichter. . . . bis auf jene fünfzehn riesige Kerzen auf den fünfzehn Armen des Kandelabers. . . . die ganze kirchliche Kapelle lag in fast gespenstischem Dunkel. Und nun begann, von 32 Sängern — unter welchen sich der berühmte Christofori befand — mit vollendeter Kunst ohne Begleitung von Instrumenten vorgelesen, das *Matutino delle tenebre*. Es besteht diese großartige Schöpfung aus 15 Psalmen und einigen Gebeten und beschließt mit dem *Miserere*.

Todtenstille herrschte ringsumher. Und wie nach jedem vollendeten Psalme ein *crescendo* der fünfzehn Lichter auf dem fünfzehnarmigen Leuchter erfolgte, und die Kirche immer dunkler und dunkler, und der Gesang immer inniger und tiefer und schmerzlicher wurde, da war es,

als ob die Klagen einer zum Tode verwundeten Nachtigall zum Himmel emporstiegen; — da war es, als ob diese Töne auf ihren unsichtbaren Schwingen den Schmerz der ganzen Menschheit über das Leiden des Gottes-Sohnes hinauftrügen vor den Thron des Ewigen.

Und heiße Thränen lösten sich bei diesen Klängen von den Herzen der Hörer und sie vergaßen, daß sie Staubgeborene seien, in einer staubgeborenen Welt.

Und als nun der fünfzehnte Psalm vollendet und das letzte Licht erloschen war, und über der ganzen weiten kirchlichen Kapelle Grabesfinsterniß ruhte, da hob das *Miserere* an.

Der Eindruck war unbeschreiblich. Wolfgang Amadeus sah nichts mehr, er fühlte nichts mehr körperlich, er athmete fast nicht mehr. . . . er war nur Ohr, sein Dasein nur ein geistiges!

Das konnten ja keine menschlichen Stimmen sein, die da sangen: . . . das waren Chöre der Seligen, . . . Melodien, deren unendliche Einfachheit und Reinheit dem Himmel entstammten. Das war Musik im Strahlenkranz heiliger Unsterblichkeit!

Und wie Wolfgang hörte und hörte, da überließ es ihn heiß mit Entzücken und krönte ihn wieder bis in die Tiefe seiner Seele, wenn die musikalischen Zahlenverhältnisse und die mystischen Regeln des Contrapunktes wie ein Zucken des Blüthes seinem Geiste sich einprägten. Das in Tönen offenbarte Geheimniß der Ewigkeit und Unendlichkeit lag vor ihm aufgedeckt — aber es erfüllte ihn mit geheimnißvollen Schauern, mit innerem Grauen!

Das *Miserere* war längst verstummt, . . . — Amadeus stand unbeweglich. . . . Ein ungeheures Kreuz, von Hunderten von Lichtern erhellt, war plötzlich von der Kuppel der Kirche herabgeschwebt und hatte die Finsterniß des Grabes mit einem Lichtmeer überwältigt. . . . Es war ein zauberhafter Effekt. Amadeus bemerkte es nicht, . . . er stand unbeweglich. Die umgekehrte

Menschenmenge hatte sich verlaufen, nur wenige Nachzügler gingen bedächtig den Ausgängen zu . . . *M a d e u s* bemerkte es nicht . . . er stand noch immer unbeweglich.

Da neigte sich der Vater, der in der That anfang, besorgt zu werden, liebevoll zu dem Sohne, und flüsterte ihm zu:

„*W o l f g a n g*! es ist Zeit, daß wir gehen!“

W o l f g a n g fuhr zusammen. Er war wie aus einem Traume erwacht — und starrte den Vater groß an. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und Augen, sah sich um . . . als wolle er sich erinnern, wo er sei und was sich hier zugetragen, . . . nickte und folgte dem Vater schweigend.

Kein Wort kam auf dem ganzen Wege über seine Zunge; auch der Vater schwieg beklommen und war froh, als *M a d e u s* zu Hause in das gemeinsame Bett stieg. Kaum aber war der Alte an *W o l f g a n g*'s Seite eingeschlafen, als der Sohn leise aufstand, die Lampe anzündete und Notenpapier zurechtlegte. Dann ging er und öffnete eines der Fenster.

Da lag es zu seinen Füßen, das ewige Rom, — das ungeheure Grabmal vieler Jahrtausende, das Mausoleum einer halben Weltgeschichte, und eine milde, schöne Nacht breitete das Leichentuch des Mondlichtes über es aus.

In mäßiger Entfernung aber erhoben sich die Triumphbögen des *Septimius Severus*, des *Titus* und des *Konstantin*, geschmückt mit den stolzen Inschriften, die diese siegreichen Kaiser zu Göttern erheben. „Die gefangenen Sklaven, die schmerzdurchwühlten, schweigend-duldenden Barbarenkönige, die unglücklichen vertriebenen Juden, die Zierrathen ihres zu Jerusalem zerstörten Tempels, den siebenarmigen Leuchter und den Tisch der Schaubrode tragend, sie Alle blickten noch von diesen Denkmälern hernieder in jener Demüthigung, in der die Hand des Künstlers sie festbannte zu ewigem Bestehen.

Und — — wie dort — — weiter hinaus — die Säulen des *Concordientempels*, die schönen Trümmer der Kaiserpaläste in erster Majestät emporragen. Sie standen schweigend in der schweigenden Nacht, und doch fordernten sie, die den Stürmen von Jahrtausenden trotzend, Kunde gaben von dem starken Willen der Vergangenheit — mit gewaltiger Beredsamkeit auf: gleichfalls Großes, gleichfalls Gewaltiges zu leisten!

M a d e u s durchzuckte es wie mit Flammen. Noch einen Blick warf er auf die Zeichen ewiger Größe, noch einmal schaute er nach dem prachtvollen Nachthimmel empor, dann schloß er rasch das Fenster und ging an den Tisch mit dem Notenpapier.

Als die Sonne des kommenden Tages die Erde begrüßte, warf sie ihre ersten Strahlen über einen Knaben, der aus Müdigkeit und Erschöpfung eingeschlummert war. Aber . . . sie vergoldete auch beschriebene Notenblätter, die neben dem jungen Schläfer lagen, und auf diesen Notenblättern stand . . . das *Miserere* von *Allegri*!

Jede Welt-Verbeßerung fängt mit Selbst-Verbeßerung an.

Ein belender Mensch ist der wahrhaft denkende Mensch.

Wenig-Wissen führt leicht von Gott ab, Viel-Wissen führt zu Gott zurück.

Nicht das Schwert, nicht die Feder, — die Liebe bezwingt die Welt.

Seit der Berufung *Petri* ist das Papstthum die Achse des geistigen Lebens der Welt.

Der jedem positiven Glauben abholden Liberalismus ist die Religion der amerikanischen Kirche. Wie ein giftiger Mehlthau legt er sich auch schon hier und da auf die Blüthen des katholischen Vereinslebens. Er muß abgestäubt werden, soll er sich nicht in dasselbe einreßen.

Die Herzogin von Sandoval.

In längst vergangenen Zeiten blühte einer Frühlingsblume gleich die junge Herzogin von Sandoval. Vom höchsten Adel, geschmückt mit allen Gaben der Schönheit und des Geistes, die reiche Erbin ihres hochgestellten Vaters, war sie die Gefeierte am Hofe. Bei solchen Eigenschaften war es erklärlich, daß Viele, auch aus den höchsten Ständen, um ihre Hand sich bewarben. Indeß die junge Herzogin blieb im Bewußtsein ihrer Vorzüge von übermäßigem Stolze eingenommen; nur einem Königssohne ihre Hand zu geben, dies bezeichnete sie als ihren festen Entschluß; alle andern Lebensverhältnisse und Rangstellungen schienen ihr zu niedrig und zu unbedeutend.

Ein junger Adeltiger, der nichts unversucht ließ, um die Gunst der schönen und reichen Dame zu gewinnen, wendete sich an ihre Freundin und Gespielin mit der Bitte, ihre Fürsprache in dieser Beziehung geltend zu machen.

Als nun dieselbe eines Tages im Gespräche mit der jungen Herzogin die edlen Eigenschaften des gedachten jungen Mannes anpries und mit den eindringlichsten Worten empfahl, ging diese ganz stolz im Gemache auf und ab, wies jeden Gedanken an eine solche Verbindung schnöde zurück und wiederholte immerdar die Worte: Niemand Anderem gebe ich meine Hand als nur einem Königssohne, nur einem Königssohne!—Während sie im stolzen Selbstgefühl im Saale auf und ab ging, fiel ihr Blick auf das Bild des Gekreuzigten, das an der Wand hing; und in diesem Augenblicke traf sie wie ein Blitzstrahl die Gnade von Oben, vernichtete mit Einemmale all ihre hochgehenden Pläne und deutlich vernahm sie in ihrem Innern die Stimme: Nimm mich, ich bin der Sohn eines großen Königs!—Sowie das Feuer plötzlich eine dunkle Nacht erhellt, so durchzuckte dies Wort die Seele der jungen Herzogin.

Ja fürwahr, rief sie bei sich selber aus, indem sie ihr Auge vom Bilde des Erlösers nicht abwandte, ja fürwahr, Du bist ein Königssohn; Du bist selber ein König und zwar der König der ewigen Glorie, der König der Unsterblichkeit, dessen Reiches kein Ende sein wird!—Und nach kurzem Ueberlegen rief sie mit Begeisterung aus: Ich nehme Dich, treu will ich Dir sein bis in den Tod!—

Von diesem Augenblicke an entsagte die junge Herzogin von Sandoval den täuschenden und vergänglichen Freuden der Welt, weihete ihr Herz, ihre Güter und ihr Leben der Liebe und dem Dienste des Gekreuzigten und wurde eine glückliche Gottesbraut im heiligen Ordensstande.—

Ich liebe einen Königssohn,
Ich lieb ihn ganz allein;
Er trägt die allerhöchste Kron
Von rothem Edelstein.

Ihn schmückt ein silberweiß Gewand,
Sein Purpurmantel weht;
Er hält zwei Rosen in der Hand,
Sein Fuß auf Rosen steht.

Ihm blüht ein Strauß an seiner Brust,
Von Rosen weiß und roth;
Ihn lieben, das ist meine Lust,
Ihn lassen, wär' mein Tod!—

Doch ist noch viel zu kalt mein Herz,
Mit Wehmuth klag ich's Dir,
Ach, Jesus, zieh' mich himmelwärts,
Gib Liebe, Liebe mir!—

Gieb treue Liebe bis zum Tod,
Gib Eifer mir und Muth;
Mit Dir zieh ich durch Feind und Noth,
Mit Dir durch Flamm und Gluth!—

Mit Dir—wie klingt das Wort so schön,
Mit Dir—o Seligkeit!—
Kann froh zum letzten Kampf ich geh'n,
Du stehst bei mir im Streit!

Die Rosenkranz-Königin.

„**A**ve Jungfrau!“ laßt uns beten,
 Sei gegrüßt, Maria rein!
 Wollest aus der Sünde Nöthen
 Deine Kinder mild besrei'n!

Eine Rose, die im Kelche
 Süßen Himmelsdust verschließt,
 Eine Rose bist du, welche
 Gnabentau aus sich ergießt.

Dich, die einzig Makellose,
 Schmücken wir mit duft'gem Kranz,
 Leihet doch Mount Karmels Rose
 Allen Blüthen Himmelsglanz.

In die we i ß e n fromm wir schließen
 Das Geheimniß freudenreich:
 Jungfrau, Braut und Mutter grüßen
 Wir dich jubelnd allzugleich.

In den Kranz sind auch gebunden
 Rosen, r o t h wie Purpurgluth,
 Mahnen uns an Jesu Wunden,
 An sein rosenfarb'nes Blut.

Die fünf letzten Rosen tragen
 Ein Gewand dem G o l d e gleich:
 „Christus siegte“ sie uns sagen
 „Und befestigt ist Sein Reich.“

Und inmitten all der Rosen
 Steht Maria wunderbar,
 Die geheimnißvolle Rose
 Und die Jungfrau immerdar.

Dich, die reinste Jungfrau rufen
 Wir um deinen Beistand an:
 Wehre ab der Feinde Wüthen,
 W i e s o o f t d u h a s t g e t h a n .

Schütze gnädig uns auf Erden,
 Hilf uns zu der Tugend Glanz,
 Laß zur Himmelskrone werden
 Uns dereinst den R o s e n k r a n z .



Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Eine Rosenkranz-Geschichte.

München hat viele Kirchen, aber
 keine von allen kommt an
 Ehrwürdigkeit der uralten,
 großen „Frauenkirche“ gleich,
 deren zwei Thürme aus riesiger Höhe ernst
 und ruhig, wie zwei treue Wächter auf das
 Getriebe der großen Stadt herniederblicken.
 Ich weiß nicht, ist's der dunkle Bau mit den
 ernstesten Säulen; den zahlreichen Altären
 aus verschiedenen Zeiten, den anheimeln-
 den Kapellen in Chor und Schiff, in deren
 geheimnißvollem Halbdunkel, gebrochen
 durch die Farbenpracht der Fenster, sich's
 so einsam wohligh betrachtet und betet,
 oder ist's der Hauch des Gebetes und der

Frömmigkeit, der als Erbe längst verstorbe-
 ner Geschlechter, die alle hier gebetet haben,
 noch mit seinem Zauber in den Hallen
 schwebt, was den Besucher dieses ehrwür-
 digen Gotteshauses so besonders zur An-
 dacht stimmt.

Da ist's denn kein Wunder, wenn täglich,
 besonders Nachmittags und Abends, im-
 mer eine Anzahl stiller Beter in der Kirche
 zu finden ist. Das war auch am 13. Okto-
 ber 1842 der Fall.

Da kniete eine Anzahl Damen verschiede-
 ner Stände in dem stillen Heiligthum, ver-
 sunken in tiefernstes Gebet.

Endlich erhob sich eine, dann eine andere

und ging nach tiefer Kniebeugung hinaus; zuletzt folgten auch die übrigen.

In einem größeren Gebäude verschwanden verschiedene Veteranen; wir finden sie wenige Minuten später in dem Zimmer der Frau Therese A. in gemüthlichem Gespräch beisammen sitzen.

Um was sich das Gespräch drehte, das war klar; halte ja doch gestern die Vermählung der jungen preußischen Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, eines Bruders von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, mit dem jungen bayrischen Kronprinzen Maximilian stattgefunden.

„Nun erzähle, Josephine, was du alles dieser Tage gesehen hast!“ sprach Frau Therese zu ihrer Nichte, welche unter den Festjungfrauen beim Einzug zc. der Prinzessin theilhaftig gewesen war.

„O liebe Tante,“ erwiderte das schöne Kind rasch, „ich sehe den ganzen Tag nur eines vor mir und darüber hab' ich alles andere vergessen.“

„Nun, und das wäre?“ fragte Tante Theres lächelnd, und weitere zwölf Augen waren mit sichtlich Spannung auf das Mädchen gerichtet.

„Das ist das liebe, unschuldige Gesicht unserer neuen Kronprinzessin,“ antwortete die Gefragte mit begeistertster Wärme; „o, wie lieb ist sie, wie freundlich und bescheiden, und wie gut kann sie einen anblicken, daß es einem durch die Seele geht. Ja wir sind alle begeistert für sie und schwören nicht höher, als auf Prinzessin Marie von Bayern.“

„Von allen Seiten hört man dasselbe Lob“, fügte eine zweite Dame an, und von den übrigen, welchen es geglückt war, die hohe Braut auch in der Nähe zu sehen, stimmten alle bei.

„Wenn ihr Feit- und Kranzjungfern alle so begeistert seid für eure Prinzessin, so könnt ihr ja zusammen ihr Leibregiment bilden,“ bemerkte eine aus dem Kreise.

„Spaß beiseite,“ war Josephinens Antwort, „aber im geheimen haben wir—das

heißt,“ fügte sie erröthend hinzu, „ein Duzend von uns, bereits im stillen so was geplant!“

„Nun das kommt ja immer besser,“ rief fröhlich die Tante, „was habt ihr denn da für einen geheimen Bund gestiftet?“

Übermals tief erröthend erwiderte die Gefragte: „Ja wissen's, wie ich die schöne, liebe Prinzessin immer wieder angesehen hab, da ist's mir auch in den Sinn gekommen: die schönen Wünsche und Sprüche und die Feste und Auszüge sind schon recht, aber sie haben doch einen richtigen Werth nicht; was könnt man wohl auch wirklich Gutes und Nützlich's der guten Prinzessin Marie schenken? Und da ist mir halt nichts G'scheidteres eingefallen, als das B e t e n für sie. Ja, das ist's Beste, hab ich mir 'denkt und zu meinen G'spielinnen g'sagt, das Beten, das kann schon so eine Prinzessin vornweg recht gebrauchen, das bringt den besten Segen; der liebe Gott wird ihr dann alles Gute geben, wie er weiß, daß es das Beste für sie ist. Und so haben wir dann ganz heimlich unter uns ausgemacht, daß wir wollen alle Tag ein Zehnerl' vom Rosenkranz recht fromm und andächtig für unsere neue Prinzessin beten und auch dann und wann eine heilige Kommunion aufopfern, und so haben wir schon am Hochzeitslag, gestern Abend, damit angefangen, und uns in die Hände hinein versprochen, das zu thun solange wir leben.“

Eine tiefe lange Pause entstand unter den Damen.

Tante Theres wischte sich eine Thräne aus dem Auge, dann gab sie ihrer Nichte die Hand und sagte: „Josephine, das ist schön, da darf ich auch mitthun, nicht wahr?“

„Und ich auch, und ich, und ich—“ rief es von allen Seiten.

„Aber die Prinzessin Marie ist ja protestantisch,“ sagte plötzlich eine.

„Deshalb dürfen wir doch für sie beten!“ rief Josephine begeistert. „und gerade deshalb! Sie ist so liebenswürdig und gut, so unschuldig und bescheiden, daß es einem

nur wehe thut, daß sie nicht den wahren Glauben hat. Und gerade deshalb“—

Josephine stockte, als hätte sie zuviel gesagt und bedeckte das Angesicht mit den Händen.

„Das ist ein großes Ziel, Kind,“ sprach jetzt eine Matrone, „das wäre ein unaussprechliches Glück für das Bayernland, wenn die künftige Königin katholisch würde. Aber das ist eine Sache, über die man gar nicht laut sprechen soll; das liegt in Gottes Rathschluß allein.“

„Wir werden auch keinem Menschen etwas davon sagen,“ behauptete Josephine.

„Ich halte dies Gebet für vergebens,“ meinte eine andere, „die Prinzessin ist eine Preuzin, und ihr wißt, wie sehr das preußische Königshaus am Protestantismus hängt. Eher geht die Welt aus den Angeln, als daß ein Hohenzoller katholisch wird.“

„Das hat Gott in der Hand,“ sprach die Matrone. „Er lenkt der Menschen Herzen wie Wasserbäche, bei ihm gibt's keine Unmöglichkeit, und das Herz eines Hohenzollern ist für seine Gnade nicht unwiderstehlicher, als das jedes anderen Menschen.“

„Und die Hoffnung hat noch nie getäuscht,“ fügte Josephine rasch an, und deshalb beten wir; kein Gebet ist noch umsonst gewesen.“

„Das ist gewiß und wahr,“ bestätigten die anderen. So ward der Gebetsbund begründet, und zwei Tage später, am 15. Oktober, dem achtzehnten Geburtstag der Prinzessin Marie, stieg das vereinigte Gebet von einer Anzahl frommer Seelen, Münchner Frauen und Jungfrauen, für sie zum Himmel auf.

Die Welt aber, der bayrische und preußische Hof und die Prinzessin Marie selbst ahnten keinen Hauch von diesem rührenden Gelöbniß. Der fromme Wunsch des Erzbischofs von München, daß der Tag des Eintritts der Prinzessin in das Land Bayern und in die Residenz München ein Tag des besonderen Segens für sie wie für Bayern werde, ist in dieser Weise schon am gleichen Tage in Erfüllung gegangen. Denn,

in der That, das Beste, was ihr der 12. Oktober gebracht hatte, war das freiwillige, innige und begeisterte Gebet von hundert reinen, frommen Seelen. Das ist mehr wert, als zehn Schiffsloadungen Gold und Perlen zum Brautschmucke.

* * *

Die Jahre gingen dahin und kamen.

Die Prinzessin Marie wurde Königin, nachdem Ludwig I. im Jahre 48 abgedankt hatte und zwei Prinzen, Ludwig und Otto, waren der Stolz und die Freude der zärtlichen Mutter. Sechzehn Jahre trug sie die Krone, da starb ihr Gemahl unerwartet rasch und sie ward Wittwe, und wieder verging ein Jahr um das andere für sie in stiller Zurückgezogenheit.

Es war im Herbst, Schneeflocken und Regentropfen wirbelten über den neuen Gottesacker von München hin, da kehrte eine Anzahl Damen von demselben zurück, alle in Trauer gekleidet. Sie hatten ein frischbesetztes Grab eben verlassen, welches der Todtengräber eifrig zudeckte.

„Nun sind wir noch anderhalb Duzend,“ sagte eine große, ältere Dame, sich das Auge wischend, zu den Begleiterinnen.

„Und immer noch hat der liebe Gott unser Gebet nicht erhört,“ flüsterte eine andere, „sollen wir umsonst dreißig Jahre gebetet haben?“

„Wir verzagen nicht,“ erwiderte die erstere, wir wollen für die Königin beten, bis der Tod uns die Lippen schließt.“

„Ja, das wollen wir,“ stimmten die anderen bei.

„Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt,“ fügte lächelnd die erstere ein; „aber ich hoffe, wir erleben doch noch den Sieg der Gnade. Nicht durch Menschen und durch Ueberredung, sondern allein durch Gottes Erleuchtung und auf innere Ueberzeugung hin darf und soll ja nur solch ein Schritt geschehen: je länger, um so gründlicher.“

„Und man sagt ja, die Königin gehe viel mit katholischen Geistesmännern um, ja sie soll sogar einen Rosenkranz haben.“

„Es ist möglich, aber wir wollen demü-

thig in der Stille fortbeten und nichts, gar nichts davon in die Öffentlichkeit kommen lassen.“

Damit trennten sich die Damen, die wir wohl sofort wieder erkannt haben, als die letzten von jenem Bunde, der Anno 1842 still geschlossen worden war.

Und wieder stieg Tag für Tag das Gebet für die Königin zum Himmel empor, nur mehr von wenigen zwar, aber um so vertrauensvoller.

Und wieder kam der Tod an das Lager einer der Veterinnen.

Es war die Urheberin des frommen Bündnisses, die wir Josephine genannt haben. Eine schwere Entzündung hatte sie befallen, heute mußte die Entscheidung eintreten.

Es war der 15. Oktober 1874, der Geburtstag der Königin-Mutter, die jetzt neun- undvierzig Jahre zählte. Bewußtlos lag die Kranke in den Kissen, ihre Tochter und eine blühende Enkelin knieten weinend am Bette.

„Ich sterbe, Kind,“ flüsterte jetzt die Kranke, plötzlich erwachend.

„Segne deine Kinder, Mama!“ rief schluchzend ihre Tochter, und die Matrone erhob die Hand und legte sie auf das Haupt derselben; dann sprach sie: „Kind, versprich mir täglich, so lange die Königin lebt, für sie einen Zehner des Rosenkranzes zu beten, du und deine Kleinen.“

„Ich verspreche es, süße Mama, ich verspreche es!“ schluchzte die Tochter.

„Ich auch, ich auch, Großmama!“ rief das Kind lebhaft.

Die Sterbende hob die Augen zum Himmel auf und flüsterte: „O Gott, barmherziger Heiland, ich opfere meinen bitteren Todessehmerz auf für die Königin —“

Es war nicht mehr noch weit.

Ein leises Pochen erkönte an der Thüre, und gleich darauf traten zwei Damen ein. Tödtlich erschrocken schauten sie auf die Sterbende; aber rasch teilte eine aus ihnen der Tochter etwas mit; diese schloß ihre

Mutter in die Arme und rief ihr ins Ohr: „Mama, die Königin Mutter ist katholisch geworden; vorgestern, am 12. Oktober, hat sie konvertiert!“

Ein unartikulirter Schrei— „o Gott!“— dann sank die Matrone zurück in die Kissen.

Es war aber nicht der Tod, der sie in seine Arme nahm, sondern das erwachende Leben. Die Krisis ging vorüber, Josephine wurde gesund, und als sich Flug, Ohr und Sinn zum erstenmal wieder der Wirklichkeit erschlossen, da ließ sie sich immer und immer wieder erzählen und vorlesen, wie die Königin Marie gerade am Jahrestage ihrer Vermählung und zugleich der Gründung des Gebetsvereins für sie in der stillen Pfarrkirche zu **Waltenhofen** bei Hohenjochwangau das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt habe und wie selig und froh sie seit diesem Schritte sich fühle.

Lange, ein volles Menschenleben hindurch hat dieses Ruhen um Gnade, dieser Gebetsadvent gedauert: aber er hat selig, überselig geendet, und er beweist aufs neue, daß es eine Macht giebt auf Erden, welche größer ist als alle anderen Gewalten, welcher auch die Könige nicht widerstehen können: das ist das starke, anhaltende Gebet aus reinem Herzen.

Die religiöse Erziehung der Jugend ist die erste und die heiligste Pflicht der Eltern. Wie steht's darum in deinem Hause, katholischer Vater, katholische Mutter? Hast du deine Kinder, die Lieblinge Gottes, zu Ihm geführt, dem göttlichen Kinderfreund, der allen Elternherzen zuruft: Lasset die Kleinen zu Mir kommen! oder schickst du sie hin in die glaubenslose Schule, wo sie „keinen Katechismus zu lernen brauchen“? Du wirst Rechenkschaft darüber geben müssen und zwar deinem Heilande, der dein Richter sein wird.

Das Skapulier aus den Händen der Himmelskönigin ist unser Panier; unser Motto lautet: Sei begrüßt, du Blume Karmels!

Die Aufgabe der contemplativen Orden im neunzehnten Jahrhundert.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.



Im großen Ganzen war das sechszehnte Jahrhundert ein den geistlichen Orden sehr wenig geneigtes, und es ist nicht nur außerhalb der katholischen Kirche, daß sich diese Abneigung fühlbar macht.

Der Grund für diese Gegnerschaft scheint geradezu paradox zu sein. Die aktiven Orden, d. h. die klösterlichen Gemeinschaften, welche sich der äußeren Thätigkeit widmen, Pfarreien versehen, Missionen geben, Unterrichts-Anstalten unterhalten und dergl., werden angefeindet, weil sie viel thun, erfolgreich sind, und die contemplativen Orden sind verhaßt, weil sie nichts thun, wie Drohnen zehren ohne zu arbeiten. Die Einen also sind befeindet, weil sie arbeiten, die andern, weil sie nicht arbeiten.

Diese Gegnerschaft ist nicht auffallend, denn sie ist die unmittelbare und notwendige Folge unserer materialistischen Weltanschauung. Nicht Gott, sondern der Mammon regiert heute, und wo er herrscht, wird er Allem widerstreben, was sich nicht in Thalern berechnen läßt. Zugleich führt er zu solchem Egoismus, daß er in dem Kampfe um die Güter dieser Welt sich Jedem feindlich entgegenstellt, der durch erfolgreiche Arbeit sich einen hervorragenden Antheil an diesen Gütern zu erringen scheint, und damit Concurrent wird.

Die Feindschaft der Welt gegen die religiösen Orden beruht weniger auf dem, was sie an sich sind und thun, als darauf, daß sie in die heutige Weltanschauung nicht passen, und entweder, wie gesagt, dadurch Concurrenten werden, daß sie als Frucht ihrer Arbeit einen Theil der zeitlichen Güter beanspruchen, um welche Andere sie beneiden, oder daß sie eine scheinbar nutzlose Existenz

führen und ernten, wo sie nicht gesät haben.

Je mehr jedoch die Welt in Materialismus versunken ist, und je weniger sie in Folge dessen an Gott denkt, und sich um übernatürliche Güter kümmert, desto nothwendiger und nützlicher werden die religiösen Orden und besonders die contemplativen, mit denen wir uns zunächst beschäftigen.

Als Martha sich über ihre Schwester beklagte, die zu den Füßen Jesu sitzend, ihr die Bedienung überließ, erwiederte der göttliche Heiland: „Maria hat den besten Theil erwählt, der nicht wird von ihr genommen werden.“ Die Frage entsteht nun, wer hat der Welt mehr genützt, Martha mit ihrer Geschäftigkeit, oder Maria, die die göttliche Liebe und Wahrheit zu Füßen ihres Meisters suchte und fand?

Das neunzehnte Jahrhundert würde ohne Zaudern antworten: Natürlich Martha, denn ihre Arbeit war nothwendig und nützlich, während Maria nur für sich selbst sorgte.

Ist dieses Urtheil begründet?

Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, was man als nützlich und nothwendig ansieht. Wer nur materiellen Nutzen im Auge hat, der ist geneigt, mit Ja zu antworten, obwohl selbst vom materiellen Standpunkte aus die Antwort nicht richtig ist. Dem Producenten muß ein Consument gegenüberstehen, und je weniger Producenten im Verhältnisse zur Zahl der Consumenten, desto besser die Handelsbilanz. Folglich je mehr Mitglieder von contemplativen Orden, die selbst nichts hervorbringen aber der Produkte anderer bedürfen, desto günstiger stellt sich das Verhältniß des Erzeugenden.

Der Einwand, daß die Bedürfnisse dieser

Orden gering sind, daß selbst eine große Zahl von Mitgliedern den Markt nur wenig beeinflusst, ist nicht stichhaltig, weil dasselbe mit Millionen von Menschen der Fall ist.

Der Mensch hat jedoch nicht nur materielle, sondern auch geistige Bedürfnisse, die heute, im Zeitalter der vielgerühmten Wissenschaft, hoch angeschlagen und gepriesen werden. Aber auch die Vorkämpfer der Wissenschaft zählen zu den bittersten Feinden der Orden, und finden nicht Worte genug, um die Finsterlinge zu verurtheilen, die sich allen neueren Errungenschaften des Wissens gegenüber ablehnend verhalten und ihren ganzen nicht geringen Einfluß ausüben, um auch Andere davon abzuhalten.

Die Welt hat im großen Ganzen heut ihren Compaß verloren und segelt in's Blaue hinein, weil sie ihr natürliches Centrum — Gott — absichtlich aufgegeben hat, und an dessen Stelle, freilich vergeblich, die menschliche Intelligenz setzt. Da es aber so viele verschiedene Intelligenzen, als Menschen gibt, und deshalb die eigene Intelligenz für jeden Menschen das besondere Centrum bildet, um das sich sein geistiges Leben dreht, so ist die nothwendige Folge Verwirrung, Erbitterung und unaufhörlicher Kampf. Die Geister plagen aufeinander, und im Gewühle der Schlacht fliegen Wolken von Staub auf, d. h. die Zerspaltung der Grundsätze geht so weit daß das einzige Prinzip der heutigen Wissenschaft das ist, principienlos zu sein.

Naturnothwendig wird dabei die Logik beiseite gesetzt. Denn es ist unmöglich, von den heutigen Vorderfäßen aus einen vernünftigen Schluß zu ziehen, und sich Widersprechendes logisch zu vereinigen.

Das Gesagte gilt von allen Gebieten des menschlichen Wissens. Die emancipirte Vernunft rennt wie ein scheu gewordenes Pferd mit seinem Reiter davon, und die Kämpfe in Theologie, Philosophie, Geschichte beweisen die Excentricität der heutigen Wissenschaft.

Sogar manche Katholiken lassen sich unbenutzt von dem Strome mit fortreißen; denn Zeitungen und Zeitschriften, gelehrte Werke und öffentliche Redner haben den gewaltigen Fortschritt menschlicher Intelligenz so oft, so lange, so laut angepriesen, daß schon die ewige Wiederholung der Phrasen ihnen den Glauben beibringt, daß das „viel Geschrei und wenig Wolle“ hier nicht zutreffe sondern die Wissenschaft wirklich positives gefördert habe. Damit werden sie ohne ihr Wissen und Wollen ihrem natürlichen Centrum entfremdet, sie werden selbst excentrisch und heulen mit den Wölfen.

Nicht so die contemplativen Orden. Ihr Beruf verbindet sie auf's Innigste mit dem wahren Centrum der Welt. Gott ist für sie nicht eine Idee, sondern Wirklichkeit. Der Schöpfungsbericht der Bibel ist und bleibt für sie unumstößliche Wahrheit und sie scheuen sich nicht, die letzten Folgerungen aus den Prämissen zu ziehen. Betrachtung hat sie die innere Einheit und den Wechselbezug aller Geschöpfe gelehrt. Religion ist für sie nicht Philosophie, sondern Leben, der innerste Lebensquell, der ihr Denken und Handeln regelt und damit ein Abweichen von der Wahrheit zur Unmöglichkeit macht.

Auch diese Orden machen sich die Errungenschaften der Neuzeit zu Nutzen, insofern sie nicht dieser Wahrheit widerstreben. Die Entdeckungen in Astronomie, Chemie, Naturgeschichte, Physik u. s. w. finden ihren Wiederhall im Kloster; wir treffen dort auf Dampfheizung, elektrisches Licht und dergl., aber eben weil sie ihr Centrum fest im Auge behalten, und Alles von diesem aus beurtheilen, wird es der falschen Wissenschaft nie gelingen, sie auf abschüssige Bahnen zu führen, sie durch ihr Glittergold zu betrügen. Et hinc illae lacrymae! Diese Orden sind der Damm, oder einer der Dämme, an denen sich die neuheidnische Gelehrtheit bricht. Sie betreten die Arena der Presse, zeigen die Hohlheit moderner Phrasen, die inneren Widersprüche der Gelehrten, und schlimmer als das — sie henügen die vom

Gegner gebotenen Waffen, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, Andere in der Wahrheit zu erhalten, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Dies erklärt die Feindschaft der Gelehrtenwelt genügend.

Erfüllen so die beschaulichen Orden, ich möchte sagen, ihren negativen Beruf dadurch, daß sie sich als Hemmschuh der irreligiösen Wissenschaft entgegenstellen, so haben sie andererseits auch einen positiven Beruf. Dem katholischen Volk wäre nur halb gedient, wenn es vom Irrthum zurück gehalten würde, es hat religiöse Bedürfnisse, welche befriedigt werden müssen. Und diese Bedürfnisse sind auf das Reichlichste befriedigt—hauptsächlich durch jene Orden.

Nicht nur, daß einzelne Glieder in Wissenschaft und Kunst vorzügliches geleistet haben und noch leisten, die große Mehrzahl von Lebensbeschreibungen der Heiligen, Legenden, Betrachtungs-, Erbauungs- und Gebetbücher ging aus stiller Klosterzelle hervor.

Der Prediger kann Hunderte, ja einige Tausende begeistern, der Schriftsteller erreicht Hunderttausende, und da die Feder mächtiger ist, als das Schwert, so sind diejenigen, die „Nichtsthum“, durch ihre Bienenhätigkeit innerhalb der Zelle die Wohltäter des Menschengeschlechts, denn von ihren frommen Schriften gehen so viele heilsame Anregungen aus, sie haben Tausende befehrt, die sie niemals sahen, das wankende Rohr gestützt, das ersterbende Leben göttlicher Liebe neu angefaßt, sie sind Tausenden von Betrübten zu Trost und Hülfe geworden.

Und woher kommt dieser wunderbare Einfluß? Einfach daher, daß diese verehrten Klosterleute nichts lehren, was sie nicht vorher gelernt, nichts vorschreiben, was sie nicht selbst geübt haben.

Ihre ascetischen Schriften sind im besten Sinne des Wortes mit ihrem Herzblute geschrieben. Sie sind das Resultat Jahrelang in Gott verborgenen Lebens, die Früchte gereifter und gottesleuchteter Er-

fahrung. Könnte ein Weltmann die „Nachfolge Christi“ erfassen? Könnte er in die innersten Tiefen göttlicher Weisheit eindringen, wie diese Asceten?

Solche Produkte dienen der Welt ungleich mehr, als reiche Ernten oder qualmende Fabriken, und würde die Welt richtig denken lernen, sie könnte ihre Wohltäter nicht befeinden.

Eine andere gewichtige Aufgabe der beschaulichen Orden liegt in dem Beispiele, das sie der Welt zu geben haben. Im diesen Tagen des raffinierten Luxus und der Verweichlichung ist es nothwendig, Männer und Frauen vor sich zu sehen, die das Beispiel der freiwilligen Abtötung geben, der Welt zeigen, daß die geträumten Bedürfnisse den Menschen nicht glücklich machen.

Welches Beispiel zur Lösung der socialen Frage. Wenn Arme, Unterdrückte und Verfolgte sehen, wie Kinder aus den edelsten Häusern ihren Rang und Ueberfluß freiwillig auf den Opferaltar legen, und ihrem Erlöser zuliebe ein Leben der Entsaugung führen, während die Geldprogen ihre aus Arbeiterschweiß gesammelten Reichthümer in sinnlosem Luxus verprassen so ist dieses gute Beispiel der Ordensleute ganz geeignet, den Armen mit seinem Schicksale zu verfühnen, den Blick auf die endliche Vergeltung zu lenken, und so den erhobenen Arm der Rache festzuhalten.

Solange Europa mit Häusern der beschaulichen Orden dicht besäet war, gab es keine sociale Frage. Erst, als gottesräuberische Hände sich des Kirchengutes bemächtigten und die Ordensleute vertrieben, und damit die Quelle der Hülfe in der Noth und des guten Beispiels versiegte, erhob sich die sociale Frage als drohendes Gespenst, und alle Weisheit der Kirchenräuber und Gottesläugner ist nicht im Stande, das Gespenst zu bannen. Wahnwitzige Verschwendung auf Seite der Reichen, und maßlose Noth auf Seiten der Armen sind die sich stets verschärfenden Gegenätze, die im letzten Jahrhundert die französische Revolution hervorbrachten, und auch jetzt wieder der socialen Revolution zutreiben. Aber die Welt ist blind. Nichts als das gläubige Christenthum kann die Welt retten, nichts als das Beispiel der Orden den Nothleidenden besänftigen.

Es erübrigt noch von dem Hauptzwecke der beschaulichen Orden zu reden. Die Ansicht der Welt, daß diese Orden ihren Nebenmenschen wenig oder gar nichts nützen, ist, wie wir eben gesehen haben, auch in Bezug auf den äußeren Einfluß falsch, aber noch viel falscher, wenn wir den Hauptzweck ihrer Existenz, die stellvertretende Genugthuung und Buße, in's Auge fassen.

Nach katholischer Lehre sind wir Alle Glieder des Leibes Christi, und Glieder einer des Andern. Dadurch sind wir so solidarisch verbunden, daß Verdienste und Buße für begangene Fehler auf Alle gemeinsam fallen, und deshalb Alle an Lohn und Strafe ihren Antheil haben. Diese Antheile sind allerdings nicht gleich, und der Straf-antheil besonders entspricht nicht den Grundtugenden unbeugbarer Gerechtigkeit. Warum? Weil wir als solidarisch Verbundene durch Andere bezahlen lassen können, was wir selbst schulden.

Obwohl Christus für Alle überschwängliche Genugthuung geleistet hat, so ist es, um Theil daran zu erlangen, doch nöthwendig, nach Christi Wort, das Kreuz auf uns zu nehmen und uns selbst zu verläugnen.

Dieses Kreuztragen ist nicht eine Sache freier Wahl oder besonderer Vollkommenheit, sondern eine Forderung, die Gott an Jeden ohne Ausnahme stellt. Außerdem schuldet Jeder die zeitliche Strafe für seine Sünden, er ist verpflichtet, sich an Gott in Gebete zu wenden, seine Leidenenschaften zu überwinden, Tugenden zu üben, die Gottähnlichkeit in sich immer mehr zu entwickeln und so an dem Aufbau des Reiches Gottes auf Erden mitzuarbeiten.

Wie wenige sind es, die diesen Lebensberuf ganz und voll erfassen, wie wenige, die das Erstaute praktisch ausüben! Wäre Jeder nur für sich selbst verantwortlich, könnte Jeder nur für sich selbst büßen oder verdienen, so wäre der Himmel nur wenig bevölkert.

Aber wie einstens das Blut der Märtyrer der Saame der Christen war, so ist jetzt ein Saame der Gottseligkeit in den Klosterzellen verborgen; er stirbt dort, um hundertfältige Frucht zu bringen. Der Einsiedler des Klosters belet, aber er belet nicht nur für sich, so er belet vielleicht überhaupt nicht für sich selbst, seine Gebete steigen zum Himmel für diejenigen, welche selbst nicht beeten, ja welche jeder Art von Gebet feindselig gegenüberstehen. Und wie einstens Gott auf das Gebet Moses hin seines auserwählten

Volktes schonte, obwohl er beschloffen hatte, es zu vertilgen so hört Gott das aus der einsamen Zelle aufsteigende inbrünstige Gebet um Gnade, und ruft die zum Leben, welche er aus dem Buche des Lebens auszutilgen so gerechten Grund hatte.

Die Mächte werden entweiht durch schamlose Theateraufführungen und schwelgerische Gelage, aber zu gleicher Zeit ruft das Kloster-Glücklein zu den Metten oder zur ewigen Anbelung des Heilandes in seinem heiligsten Sakramente; der Blick Gottes fällt auf die kleine, aber hehre Schaar der ernstesten Gestalten, die sich ihm rückhaltlos hingegeben haben, und sein Herz ist befänstigt.

Die furchtbarsten und unnatürlichsten Fleischsünden werden ungescheut begangen, die Rache Gottes herausgefordert wie zur Zeit der Sündfluth, als alles Fleisch seinen Weg verdorben hatte, aber Gott sieht die Bußgeißel des Klosters über Unschuldigen geschwungen, und jeder Geißelhieb ist eine Bittgebet um Verzeihung für den wirklichen Sünder, und Gott verzeiht.

Nichts ist unserer Zeit verhaßter, als Abtödtung des Fleisches, das auf jede mögliche Weise verzärtelt wird. Aber in jenen stillen Zellen schlafen Leute auf bloßem Brette oder auf Stroh, ihre Kleidung ist arm und rauh und die Wohnung eng und bar, die Kost ärmlich und dürftig, und freiwilliges Fasten häufig.

All diese Werke sind stellvertretende, denn sie sind die Werke des Leibes Christi, und was ein Glied dieses Leibes thut, ist für alle gethan. Einerlei, an welchem Gliede die Frucht gereift ist, sie ist Frucht des betreffenden Baumes.

Soldhergestalt ist das verborgene Leben der beschaulichen Orden in Wirklichkeit ein Leben, das ganz und gar der Menschheit geweiht ist, weil es die Kette bildet, die die Menschheit mit Gott verbindet, und zwar gerade den Theil derselben, der diese Verbindung nicht sucht.

Niemand kann die Geschichte der Heiligen lesen, ohne von dieser Wahrheit überzeugt zu werden. Wird die Weltgeschichte je von frommen und vorurtheilslosen Männern geschrieben, so werden die beschaulichen Orden dort den ihnen gebührenden Ehrenplatz einnehmen, und die Welt wird versteinen lernen, daß die geschmähten „Nichtsthuer“ in der That mehr und Wichtigeres für sie geleistet haben, als alle ihre gefeierten Helden.

Eine Fahrt nach Alaska.

Von Dr. Gustav Brühl, Cincinnati.

Ein Blick auf die Landkarte enthüllt die Thatsache, daß die Nordwestküsten Amerikas und Norwegens eine annähernde Aehnlichkeit haben. Hier wie dort schützt ein Inselgürtel gegen den Anprall der Meereswogen, hüben wie drüben dringen tiefe Fjords mit gewaltigen Gletschern im Hintergrunde in das Herz des Landes. Hüben wie drüben mildert ein Golfstrom die Temperatur und erzeugt die Pflanzenwelt, die an den östlichen Küsten nur südlicheren Breiten vergönnt ist. Hüben wie drüben drängen die öden Schneegebirge und Gebirge die Bevölkerung an die Meeresgräde zum Erwerbe des Lebensunterhaltes. Nicht einmal die Wikinger von drüben fehlen, obwohl sie hier einen andern Namen führen. Fügt man das gemäßigste Klima und die kurzen Sommernächte hinzu, welche kaum die Beobachtungen unterbrechen, so gehört eine Fahrt nach Alaska in der warmen Jahreszeit zu den angenehmen und interessanten — weil sie mit kurzen Unterbrechungen durch die Binnenlande geht und die lästige Seerkrankheit ausschließt, zu den interessantesten, weil sie uns eine ununterbrochene Reihe malerischer Landschaften heut und die Lebensweise, Wohnungen und Kunstfertigkeiten der Eingeborenen zur Anschauung bringt.

Zwischen Juni und September verlassen Dampfer der P. C. S. Co. regelmäßig viermal monatlich Tacoma und legen in Seattle und Port Townsend an, um weitere Passagiere anzunehmen. Mit unglaublicher Schnelligkeit sind diese drei Städte des Pugetjundes emporgeblüht und sprechen laut für den unübertroffenen Unternehmungsgeist des Amerikaners. Großartige Geschäftsgebäude zieren die iltern Städte, prächtige Wohnhäuser und öffentliche Gebäude die auf den Hügeln gelege-

nen. Elektrische Beleuchtung und Straßenbahnen, kurz alle modernen Verbesserungen haben dort eine Heimstätte gefunden und Schiffe und Boote beleben den Hafen und Sund. Auch der Schwarzzeher muß ihnen eine glänzende Zukunft zugestehen. Von Tacoma und Seattle hat man bei heiterem Himmel eine prächtige Fernsicht auf den schneegekreuzten Mt. Rainier und vom Sund auf die Küsten- und Kaskadengebirge, deren tannenbewachsene Vorhügel sanft zum Wasserrande abfallen, hier und dort mit weißschimmernden Wohnstätten belebt. Zwischen Port Townsend und Victoria auf der breiten San Juan de Fuca-Straße treten die Hügel weit zurück, nur in der Ferne beherrscht der fast 11,000 Fuß hohe Mt. Baker, dieser Riese der Kaskadengebirge, lange Zeit die Landschaft.

Victoria, die politische und kommerzielle Hauptstadt von British-Columbia an der Südoßspitze der 300 Meilen langen, zerklüfteten Gebirgsinsel Vancouver, ist ein ebenbürtiger Nebenbuhler der amerikanischen Städte am Pugetjund und wie jene den Nord-Pazific und Great Northern Eisenbahnen ihr gedeihliches Wachsthum verdanken, so trugen die Canadian-Pazific und mehrere lokale und transpacifische Dampferlinien zu einem raschen Aufblühen dieser bei. Dabei darf der Einfluß nicht vergessen werden, den die Entdeckung der Goldminen am Frazerflusse ausübte. Wie seine Rivalen am Pugetjund, ist es im modernen Stile mit breiten, gradlinigen Straßen und stolzen Gebäuden, die dem Handel, der Geselligkeit und geistigen Bedürfnissen dienen, erbaut, hat aber vor ihnen den großen Vortheil, daß keine steil aufsteigenden Hügel seine Ausdehnung behindern. Neben den geräumigen Kaufgewölben fallen die kleinen Buden auf, in denen asiatische und indianische Kunstfertigkeiten für mäßige

Preise feilgeboten werden. Zwischen dem Außenhafen und dem Geschäftstheil der Stadt, die durch eine elektrische Straßenbahn verbunden sind, ziehen sich schöne, von Gärten umgebene Privatwohnungen hin. Am Ufer eines engen Sundes, der jenen umzweigt, prangt ein kleiner Park mit herrlichen Blumenbeeten und einem öffentlichen Gebäude nebst einem Denkmal zu Ehren des früheren Gouverneurs Sir James Douglass. Interessante Ausflüge lassen sich nach Beacon Hill und den stark besetzten Docks von Esquimaux, wo meist einige Kriegsschiffe vor Anker liegen, machen. Von hier führt eine Eisenbahn nach dem 80 Meilen entfernten Nanaimo, dem Mittelpunkt bedeutender Kohlenlager, denen das Städtchen seinen Aufschwung verdankt.

Von Victoria steuert das Schiff westlich an den San Juan-Inseln vorüber, die im Jahre 1856 einen bitteren Zankapfel zwischen den Vereinigten Staaten und England bildeten, durch den Schiedspruch des deutschen Kaisers aber schließlich den ersten zuerkannt wurden, und lenkt dann in den seeähnlichen Golf von Georgia ein, dessen nördliche und westliche Ufer zahlreiche Eilande säumen, während das östliche tiefe Buchten furchen. Die bedeutendsten der letzteren sind Jervis- und Bute Inlet, in denen Maelflüsse rauschen und Gletscher und Kaskaden niederströmen. Bis Cape Mudge an der Südspitze der Valdesinsel ist der Golf an die 100 Meilen lang und gegenüber der Mündung des Fraser, dessen hellgrüne Fluthen sich meilenweit verfolgen lassen, 50 — 60 Meilen breit. Da das Schiff am westlichen Gestade vorbeisteuert, so erscheint er gegen Osten wie ein offenes Meer, während links die schneeigen Felsen der Vancouver-Inseln mit dichtbewaldeten Vorhügeln scharf hervorstechen. Zur Zeit ist die baum- und mineralreiche Insel nur kärglich besiedelt und harret auf die Hebung der verborgenen Schätze, die nicht ausbleiben kann. Stellenweise nur belebten Sägemühlen, Häuser und Städtchen die

Ufersäume und beladene Rachen den glatten Wasserpiegel.

Das braungelbe Cape Mudge bezeichnet den Eingang zum Discovery Passage, an dessen linker Seite die „Kronenberge“ und der Victoria Peak—beide über 6,000 Fuß hoch—ihr stolzes Haupt erheben. Einige Meilen oberhalb des Caps liegt Yaculla, ein Dorf der Schisch-Indianer, die bis zum südlichen Ende des Pugetlandes der Küste entlang wohnen. In der Mitte verengen die kaum eine halbe Meile breiten, felsigen Seymour Narrows den Paß, welche den Indianern als Behausung eines, Schiffe und Rachen verschlingenden, Dämons galten. Der Grund für diesen thörichten Aberglauben lag in der That sache, daß, wie im Maelfstrom der Lofodden, die zurücktretende Fluth in rasender Schnelle schäumend und wirbelnd über einer mehrere hundert Schritte langen verborgenen Felsen, den „Nipple Rock“, stürzt und manchem Schiffe den Untergang bereitet hat. Seitdem man die Enge gepeilt und den Felsen auf den Seekarten verzeichnet hat, warten die Dampfer die günstige Zeit der niedrigen Ebbe zur Durchfahrt ab, wann der Strudel nur gelinde wallt.

Die Scenerie im Paße ist wundervoll und zeichnet sich durch die Mannigfaltigkeit der Gebirgsgegestaltung aus, besonders jenseits der felsumhüllten Enge. Hohe, bewaldete Kuppen mit schön geformten Vorbergen, deren dunkler Baum Schmuck sich in der glänzenden Wasserfläche spiegelt, wechseln mit zackigen Gebirgszügen ab, deren kahle Gipfel Zebra Schneee fleckt. Manchmal thürmen sich die vielgestaltigen Berge in mauerartigen Abthürmungen auf oder schieben sich kulligenartig vor, so daß man auf einem Alpensee zu segeln wähnt. Vereinzelt Wohnstätten im Schatten schlanker Tannen beleben die Ufer der gebirgigen Landschaft, die sich in Johnstone Strait durch die Prince of Wales- und New Castle-Kämme fortsetzt und durch tiefe Einbuchungen und bewaldete hügelige Inseln einen wechselreichen Reiz gewinnt. Be-

sonders zahlreich sind die meerarmum-
schlungenen Silande am Nordende der
Durchfahrt, wo das Schiff durch den
Christie Paß in den Queen Charlotte Sund
einkemt. Auf einem derselben, der Cor-
morant-Insel, liegt ein Dorf der Kwakwilt-
Indianer, die die dort bestehende Anstalt
zum Fangen und Einmalzen von Fischen
aus dem verlassenen Chaslakee, an der
Mündung des Nimpfichlusses, dorthinge-
lockt hat. Bei ihnen galt früher die Sitte,
die Schädel der Kinder pyramidal zu ver-
küngern, während die Seifisch-Stämme sie
abslachten. Höher hinauf liegt Fort Ru-
pert, ein alter Handelsposten der Hudson
Bay Compagnie, von einem Indiarerdorf
umgeben. Bei einer Gruppe dichtbewal-
deter Inseln, in deren Laubwerk der per-
lende Thau glitzert, nehmen wir von der
Vancouver-Insel Abschied und steuern in
die offene See, die abendher heranvogt.
Die östlichen Uferhügel, die der warmer-
stehende Hauch des Kuro Sivo mit dem
Zaubergerande der Tropen schmückt, tre-
ten weit zurück, bis wir bei Calvert Island,
wo der schügende Inselgürtel des colum-
bianischen Archipels beginnt, in den berg-
umschlossenen Fitzhugh Sund einketen,
wohin uns der spitze Gipfel des Mt. Bur-
ton den Weg zeigt. Unweit des Eingangs
dringt eine kleine Bai in das Land, die
Cassidy Cave, die bei dichtem Nebel oder
Sturm den Fahrzeugen sichern Schutz ge-
währt, aber mehr noch durch ihren Fisch-
reichthum berühmt ist. Nach mehrstündiger
Fahrt wenden wir uns westwärts in den
engen gewundenen Lama Paß, wo ein
Dorf der Bellas, eines ehemals gefürchteten
Kriegerstammes, auffällt. Hier, wie in
dem nächstfolgenden, ebenso gewundenen
und vielbuchtigen Seaforth Channel, bietet
sich eine besondere Gelegenheit, die Ge-
schicklichkeit des Steuermannes zu bewun-
dern, der unter beständigem Wechsel des
Kurses das Schiff sicher durch das Wirrsal
der Inseln leitet. Wo links die Gruppe
endet, eröffnet sich von Neuem ein Blick auf
die See im Milbank Sund. Doch nur für

kurze Zeit. Denn schon nach einer halben
Stunde laufen wir in den „Finlayson
Canal“ ein, wo unter dem Schutz des
columbianischen Archipels eine neue Bin-
nenstraße beginnt, die eine ununterbrochene
Reihe von malerischen Naturschönheiten
bis hinauf nach Dixon's Entrance deut.
Helmet- und Stripe-Mountain halten am
Thore Wacht. Hohe abschüssige Uferwän-
de mit schlanken Taunen bewachsen und
von Schneebedeckten Kuppen und Finnen
übertragt, umschließen beiderseits den glat-
ten Wasserpiegel, der zuweilen nur einige
hundert Schritte breit ist. Von den Höhen
stürzen zahlreiche Wasserfälle wie glitzernde
Silberstrahlen durch den dunkeln Wald-
schmuck nieder. Breite, hellgrüne Streifen
an den jähen Berghängen bezeichnen den
Weg der niederdonnernden Lawinen, denn
dichteres Laubholz ist über den Leibern der
zerfemelten Föhren emporgeproßt.
Besonders großartig ist das Panorama
in Hickish Narrows und McKay's Reach
zwischen Finlayson Channel und Wright
Sund. Doch sind die schluchtdurchsturch-
ten Berge noch steiler und höher, und die
gleichergekehrten Granitzinnen steigen
fast senkrecht empor. Felsumschlossene
Fjords dringen im inselreichen Wright
Sund ins Land ein, und von der See her
umschlingen schmale Meeresarme die viel-
gestaltigen Silande. Auch der schmurgraue
Granville Canal deut reizende Landschafts-
bilder, doch wechseln hier hohe, spitze
Berge mit niedrigen, welligen und bewal-
dete mit nackten, felsigen häufiger ab. An
den letztern ist die Wirkung der Gletscher
in den glatten Flächen, die Höhe der Fels in
den scharf markirten Strandlinien erkennt-
lich.

Dichtbewaldete Inseln, niedrige Ufer und
gewellte Berge zeichnen den breiten
Chatham-Sund am Westufer aus, wäh-
rend auf dem Ostufer hohe Gebirge mit
schneegeprägten Finnen emporragen.
Rechts auf der Tsimjian-Halbinsel, die süd-
lich vom Delta des lachsreichen Skinaflus-
ses begrenzt wird, erblickt man die Kirche

und weißgeünchelten Häuser von Mellakahla, in welchem der englische Missionär Duncan eine große Gemeinde von Tsimjian-Indianern gesammelt und im Christenthum, Ackerbau und nützlichen Handwerken unterrichtet hatte, so daß das Dorf rasch emporblühte. Streitigkeiten mit seinem Bischof betreffs des Gottesdienstes und der Wunsch, sie dem verderblichen Einfluß der Weißen zu entziehen, zwangen ihn, die Ansiedlung mit dem größten Theil seiner Anhänger zu verlassen und eine neue Gemeinde auf der Annette-Insel in Alaska zu gründen, der er den Namen Neu-Mellakahla gab. Außer den nöthigen öffentlichen Gebäuden, Schul-, Gottes-, Gemeindegäusen und Gerichtshalle, errichtete er auch Werkstätten und Fabriken, deren Erzeugnisse in einem eigenen Fahrzeuge nach Victoria auf den Markt gebracht werden.

Der Stamm der Tsimjian-Indianer, der fast 6,000 Seelen zählt, zerfällt in fünfzehn Klane, die in ebenso vielen Dörfern am Seeufer und unterm Naß- und Skinafluße wohnen und sich hauptsächlich vom Fischfang nähren. Für religiöse Zwecke bilden jene fünfzehn Klane vier Bruderschaften (Phratrien). Viele ihrer bürgerlichen Satzungen tragen noch den archaischen Stempel. Unter andern gilt noch das Mutterrecht. Ihre oberste Gottheit ist der Himmel (laka). Ihr untergeordnet sind die Sonne, Mond und andere Himmelskörper, die zugleich als Vermittler zwischen jener und den Menschen dienen.

Jenseits des alten Dorfes ziehen sich hohe, schneebedeckte Gebirgsketten hin. Ihre weißen Gipfel stechen malerisch gegen den grünen Pflanzenwuchs der niedrigen Ufer ab, dem der durch Dixon Entrance einströmende Kuro Siwo tropische Leppigkeit verleiht. Dieser breite, dunstgeschwängerte Meeresarm bildet mit dem felsumgürtelten Portland Canal die südliche Grenze von Alaska, dessen düsternhauchte Gebirge in der Ferne auftauchen. Und als wollte uns das vernachlässigte Stiefkind einen frohen Willkommgruß zusenden, brach plötzlich

bei unserer Einfahrt in den Revillagigedo-Canal die Sonne durch das zerrissene Gewölk und zauberte einen prächtigen Regenbogen in den die Uferhänge umschleiernden Nebel. Das erste Zeichen daß wir uns wieder im Gebiete der Ver. Staaten befinden geben und die Sterne und Streifen die auf dem Zollhause von Mary Island wehen. Weiter hinauf liet die Insel Annette mit Duncans neuer Niederlassung und dem hohen Mt. Tamgas, den ein ewiger Schreemantel umhüllt. Nach kurzer Fahrt durch die Tongaß Narrows steuert das Schiff in die Clarence-Straße, wo die Gebirge einen welligen Charakter tragen, aber auf beiden Seiten von tiefeinschneidenden Buchten durchbrochen werden, von denen der Behm-Canal und Ernest-Sund die bedeutendsten sind. Längs des südwestlichen Ufers zieht sich die große Insel hin, die nach dem englischen Thronfolger benannt ist. Am nördlichen Ende schiebt sich das Eiland Zarembo ein, das mit dem gegenüberliegenden Etolin die nach Fort Wrangel führende Stikinestraße bildet.

So unscheinlich dieses Dorf trotz mehrerer Schulen, Kirchen und eines presbyterianischen Missionshauses aussieht, so schön ist seine Lage um das Halbrund der Bai. Am Nordende liegt das alte russische Fort und ein halb Duzend Kramladen an einer kurzen Straße, von der enge Pfade sich nach verschiedenen Richtungen abzweigen, am Südennde feßelt eine malerische Insel mit mehreren Häusern. Am meisten fällt das Wohnhaus des Oberhäuptlings durch seine Totempfeiler, auf denen häßliche Thierfragen grinsen, und einige Heimstätten von altem Stile auf. Jede der letzteren ist ein großes Gemach von bedeutendem Umfang mit einem vertieften viereckigen Raum in der Mitte für den gemeinsamen Herd zum Kochen und Erwärmen. An den Seitenwänden des Hauptgemaches sind kleine Verchlänge zur Aufnahme der Geräte, Kleider und Betten der zu einem Haushalt vereinigten Familien angebracht. — Seine besten Tage sah das Dorf, als die Cassiar-

minen am oberen Stikine Tausende von Goldgräbern herbeilockten, die hier ihre Einkäufe machten und während des Winters die im Sommer erzielte Ausbeute sorglos vergeudeten. Mit dem Aufgeben der Minen ist sein Handel fast gänzlich vernichtet und nach Juneau übertragen worden. Nur eine Sägemühle und die ein paar Meilen entfernten Lachsfißereien bringen noch einigen Erwerb, der durch den Verkauf von indianischen Handarbeiten, Schnitzereien, Matten, Körbchen und Silberwaaren an die Reisenden in etwa gesteigert wird.

Die Umgebung der Bai, die durch das Wasser des Stikinesflusses hellgrün gefärbt wird, ist reizend und erinnert an einen von bewaldeten Gebirgskämmen und hohen Schneegebirgsipfeln umrahmten Alpensee. Besonders lieblich wird die Scenerie in den Wrangel Narrows, einem streckenweise nur hundert Schritt breiten Pässe, der in den Frederic Sund führt. Parkähnliche Tannenswäldungen zieren die flachen rasierten Seitabate, hinter denen sich hohe wellige Hügel erheben. Nur zuweilen treten jähe Berge bis dicht an den Wasserpiegel, über dem zahlreiche Wäwen schweben. In einer idyllischen Bucht schimmern weiße Zelle nahe einem einiamen Hause, vor dem ein Fischerboot im Seetang ankert. In der Ferne erhebt auf 7,000 Fuß hohem Gebirgskamm der „Devils Thumb“ seine schlanke Spitze.

Je mehr wir uns dem Frederic Sund nähern, desto mehr gesellt sich zum Lieblichen das Großartige. Bald seßelt eine weit vorgezogene Landzunge oder eine bewaldete Hügelinsel den Blick, bald wunderbar gestaltete Gebirgskämme, die sich stufenweise hintereinander aufbauen, bald blinkende Gletscher, die beim Niedersteigen lustige Bergkegel umschlingen, oder ihre ungerathenen Söhne, zackige Eisberge, die mit der Fluth treibend die Schiffsahrt belästigen. Denn wir sind in das Gletschergebiet eingetreten, das mit dem Le Conte an Donnerbai (Hull) beginnend, sich nordwärts nach Pyramid Harbour und von dort über Glacier Bay die pazifische Küste entlang

bis Cooks Inlet erstreckt. Auf der ganzen Fahrt durch den Frederic Sund nehmen der Patterson- und Baird-Gletscher nebst hohen Gebirgskämmen die hervorragendste Stelle im Landschaftsbild ein. Aber so hoch auch die Berge emporragen, Abhänge und Schluchten sind mit Bäumen oder grünen Grasflächen bedeckt, nur auf den Gipfeln glänzt ewiger Schnee, der die Gletscher speist. Wallfische treiben im Sund ihr lustiges Spiel, besonders wenn wir das spitze Cap Janshaw umflutern, wo uns der 2,500 Fuß hohe Mount Windham den Weg nach Stephens Passage bezeichnet.

Obwohl sich das Landschaftsbild dort wenig ändert, so zeichnen sich doch die Gebirge durch wechselreichere Gestaltung und die Meer durch bedeutendere Zerklüftung aus. Klippenumstarrte Buchten, in welche die Schneegebirge ihre Eisströme senden, dringen tief ins Land, darunter die von Vancouver entdeckte „Zum Dum Bai“ mit dem gleichnamigen Gletscher und einigen kleineren im Hintergrunde.

Schon nahe der Abend, als wir an Taku Mountain und Grand Island vorbei in den engen „Cassineau-Canal“ einliefen und am Treadwell Werft auf Douglas Island Anker warfen. Trotz des niederströmenden Regens eilten wir zu der mit elektrischem Lichte erhellen nahen Quarzmühle, die Tag und Nacht im Betrieb ist. Sie soll die größte der Welt sein, da 640 Stämpel täglich an die 600 Tonnen Erz, das durch Tagbau gewonnen wird, mit einem Reingewinn von je 3 bis 7 Dollars verarbeiten. Die bedeutende Länge der Sommerlage in diesen Breiten ermöglichte es uns, auch die Gruben, Schmelzwerke und Geschäftsbäude der Treadwell-Co. noch zu besuchen.

Da auf der Insel noch andere Bergwerke in Betrieb sind, so hat dies die Gründung des Städtchens Douglas City veranlaßt, das Schule, Kirche, Sägemühle und mehrere Kramladen besitzt.

Auf dem gegenüberliegenden Meer des Canals, der hier eine halbe Meile breit ist, liegt Juneau, das größte und volkreichste

Städtchen Alaska's, obwohl seine Seelenzahl nur anderthalb Tausend beträgt, die freilich im Winter durch das Herbeiströmen der Goldgräber bedeutend answillt. In Folge dessen erfreut es sich außer einem Gerichtsgebäude und mehreren Kirchen und Schulen einer großen Anzahl Kösthäuser, Trinkstuben, Kramladen und sogar eines Theaters, in dem die haarsträubendsten Stücke aufgeführt werden. In den Kramladen werden meist Pelze, Gold- und Silberwaaren, Kleider und andere Ausstattungsgegenstände für Bergleute nebst Indianerfabrikaten feilgeboten. Außerdem findet im belebtesten Stadttheile ein täglicher Markt von Fischen, Gemüsen und anderen Lebensmitteln statt. Die Straßen sind eng, schmutzig und ungepflastert und selbst die Planken belegten Seitenwege geben nur geringe Abhilfe. Doch überfieht man diese Uebelstände gern wegen der reizenden Lage des Städtchens am Fuße hoher bewaldeter Berge, von denen niedliche Wasserfälle niederrauschen. Das Regierungsgebäude nebst einigen Wohnstätten liegt auf dem Capitol-Hügel, von dem man eine wundervolle Aussicht auf die herrliche Umgebung einschließlich zweier Dörfer der Taku- und Tuk-Indianer genießt.

Der folgende Tag versprach eine interessante Fahrt, da sie den Besuch des Taku-gletschers einschloß. Zu dem Zwecke mußten wir nach Stephens Paage zurück, und in seinen nördlichen Arm, das Taku Inlet, einsteuern, an dessen oberen Ende der Gletscher herabsteigt. Ein zierlicherer Eisdom mit prächtigerem Farbenpiel und schöner gezackter Vorderfläche, die in allen Schattirungen des Blau schimmert, läßt sich nicht denken. Weder Norwegen noch die Schweiz oder die Nagelhäuserstraße haben Aehnliches aufzuweisen. In einer Höhe von 150 bis 200 Fuß drängt sich der Gletscher durch die granitnen Felschore bis hart an den Wasserpiegel, wo von Zeit zu Zeit gewaltige Massen niederbrechen und die Bai mit scharfen Schollen und Eisbergen anfüllen, welche bei eintretender Ebbe dem

Meere zuschwimmen. Die von den theilweis begrünnten Felsgraten niederbrausenden Wasserfälle erhöhen noch den Reiz des wildmalerei'schen Schaupiels. Das zertrümmerte Eis ist von wunderbarer Klarheit und deshalb veräumen die Schiffe nie, hier einen Vorrath einzulegen. Außer einigen andern unbedeutenderen Gletschern besitzt die Bai im „Norris“ der sich aus mehreren Eisströmen zusammensetzt, einen solchen von alpinem Charakter. An seinem Fuße zieht sich eine meilenbreite Moräne hin, auf der rolhe Weiderösschen und Nadelholz das organische Leben vertreten.

Von Taku Inlet steuert das Schiff nach Stephens Paage zurück in den Lynn-Kanal, der sich am obern Ende in das Chilkat und Chilkoot Inlet spaltet und alle bisher durchfahrenen Sunde an Großartigkeit der Scenerie überflügelt. Ein ununterbrochenes Panorama von herrlichen Wäldern, vielgestaltigen Gebirgszügen und zahlreichen Gletschern gleitet auf der Fahrt am staunenden Auge des Reisenden vorüber. Gleich am Eingang prangen der Auf- und Eagle- (Auf- und Adler-) Gletscher, der bedeutendste aber, der Davidson, überrascht uns am pyramidalsten. Er tritt aus einer eisigen Schlucht der White Mountains (Weißen Berge) hervor und weitet sich fächerförmig zu einer Breite von drei bis vier Meilen aus, ist aber vom Meeresspiegel durch eine gewaltige Moräne getrennt.

Das Chilkatgebiet, das sich 25 Meilen nordwärts erstreckt, ist gut besiedelt, denn außer einer Missionsanstalt, öffentlichen Schule, mehreren Lachsälzereien, Minen und einem halben Duzend Kaufläden enthält es neun Indianerdörfer. Die Bewohner derselben, Chilkats und Chilkoots, die den Tlinkits angehören, vermitteln den Binnenhandel zwischen den Weißen und Athapastkenstämmen und dienen den Goldgräbern, welche von den Buchten über die Gebirgspässe nach den oberen Gewässern des Yukon wandern, als Packträger. Berühmt sind die prächtigen Tanzmäntel, welche die Frauen aus der Wolle der

weißen Bergziege weben und mit bunten Totemfiguren und langen weißen Franzen verzieren. Unter den Farben, welche sie aus Moos, Seetanz, Ruß und Kupfer bereiten, herrscht weiß, gelb, schwarz und blaugrün vor.

Programmgemäß gedachte der Kapitän unseres Schiffes, von Pyramid Harbour nach der Glacier (Gletscher) Bai zu steuern, doch zwang ihn der dicke Nebel, der sich über die schollenbedeckte „Jcy Strait“ gelagert, erst südlich durch die wallfischreiche Chatham Strait sich nach Killisnoo, einer Ansiedelung der Kootzahoos-Indianer, zu wenden, um dort durch die „Peril-Strasse“ direkt nach Sitka zu fahren. Das Dorf Killisnoo liegt am Abhang einer leichten Erhöhung auf dem Kenasnow-Eiland und besitzt außer einer russischen Kirche, öffentlichen Schule, presbyterianischen Mission und einem Postamte bedeutende Thranfiedereien und Guanofabriken, die im Jahre 1891 114.000 Dollars eintrugen.

Die Fahrt von hier nach Sitka durch die winklige Perilstraße ist nicht ungefährlich, zwar nicht in der ersten breiten, aber in der zweiten engen Hälfte jenseits des Hoona-Sundes, wo das Fahrwasser an einigen Strecken nicht viel über hundert Schritte breit und durch verborgene Klippen gefährdet ist. In diesen Engpässen prallt die schwellende Fluth von Chathamstraße und Salisbury-Sund hochaufbäumend gegeneinander und die Schiffe müssen daher die Ebbe abwarten, um vom Wirbelstrom nicht verschlungen zu werden. Diesem Umstand verdanken wir das Vergnügen, in einer nahegelegenen Bucht, wo es von Häringen und Heilbutten wimmelte, dem Sport des Fischfangs fröhnen zu können.

Die Perilstraße bietet zwar keine neuen Landschaftsbilder, aber das beständige Hin- und Herwenden des Schiffes verleiht ihnen einen unbeschreiblichen Reiz, namentlich da, wo in die steilen dichtbewaldeten Uferberge tiefe Buchten, in deren Hintergrunde schneegezeichnete Klippen emporragen, einschneiden. Im Salisbury-Sund

eröffnet sich wieder ein Fernblick aufs Meer und bei sonnigem Wetter erschaut man vom Nordrand der von ihm bespülten Kreuzoff Insel das Schneehaupt des riesigen St. Elias. Nach mehrstündiger Fahrt durch die Nevastraße und die Whitestone Enge erreicht das Schiff den insektenreichen Sitkasund, wo die blauen Fluthen des Ozeans, am schneegezeichneten M. Edgcombe vorbei, uns abermals entgegenleuchten.

(Schluß folgt.)

Wenngleich die Eule scheut das Licht,
Sie kann den Glanz nicht hindern; |
So kann auch Spott und Tadel nicht
Die wahre Tugend mindern.

Wer die liebe Mutter Gottes verehrt, wird ein eifriger Leser und treuer Förderer der „Rundschau vom Berge Karmel“ sein. Jedes katholische Mädchen und jede fromme Frau, sollte sich die Verbreitung unserer Monatschrift angelegen sein lassen.

Von wem werden die Völker regiert? Fürsten deutschen Blutes und deutscher Art regieren in Großbritannien und Rußland, in Deutschland und Oesterreich, in Dänemark und Schweden, in Holland und Belgien, in Spanien und Griechenland, in Bulgarien und Rumänien.

Fehlt der nativitätlichen Presse dieses Landes die genealogische Kenntniß der regierenden Häuser Europa's, oder paßt sie ihnen nicht in ihren Kram? — ?

Unsere Monatschrift dient der Bereicherung der Herzen, der Bildung der Geister; darum führen wir unsere Leser zu den Füßen des göttlichen Erlösers, aus dessen heiligen Wunden so viel Ströme des Lebens, der Liebe, der Erleuchtung, des Opfermuthes und der Seligkeit quellen, in die Arme der Mutter Gottes, „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“, welche die Kirche als Hilfe der Christenheit, als Ursache unseres Heiles, als Trösterin der Betrübnen und Zuflucht der Sünder preist.

Gruß von Jesus.

An die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer.



om Morgenrothe färbten sich die Höhen der Landschaft, in deren blühendem Gefilde der See Genesareth wie ein Smaragd bligte. Blauer Duft umwab den Kranz der Hügel und freundlich blickten die weiß-schimmernden Häuser der zahlreichen Küstenorte aus dem Grün der sie umgürtenden Haine. Wie Taubensflügel glänzten die Segel der Fischerboote, die sich auf den leicht gekräuselten Wellen wiegten und das Frühlicht kleidete die Welt in den Glanz des erwachenden Tages.

Da wurde es auch schon reger auf den einsamen Feldwegen und ein emsiges Treiben entfaltete sich namentlich auf der Straße, die von Kefar Kana herführt. Alle die frühen Wanderer schienen ein gemeinsames Ziel zu haben; denn Alle wallfahrten den stäffel-förmig aufsteigenden Berg von Hittin hinan. Dort stand auf einem die Fläche überragenden Felsen der große Lehrer des Landes, der neue Prophet, dem alles Volk als seinem verheißenen Messias zujubelte. Der Ruf des göttlichen Wunderthäters schallte schon durch ganz Judäa und der seiner Rede innewohnende Zauber lockte Tausende von nah und fern herbei, um von seinen Lippen Worte des Heils und Hoffnung der Erlösung zu vernehmen. Bald war der Berg von allen Seiten umlagert und über die Menge weg blickte ernst und finnend der Heiland, den das schneeige Gewand so königlich kleidete, dessen blondes Haar der erste Strahl der Sonne küßte.

Schreckliches Schweigen herrschte rings umher und jedes Auge blickte bewundernd zu ihm auf, als er jetzt anhub zu reden:

„Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!“ usw.

Es war die Predigt von den acht Seligkeiten!

Atthemlos lauschten Alle! Solche Worte waren nie zuvor vernommen worden; solche Lehre war unerhört und doch so göttlich wahr und so ergreifend schön! Sie lönte hier zum ersten Male, um nie mehr zu verstummen, denn die Bergpredigt ist ja das Evangelium der Liebe Jesu, der gekommen ist, um die Welt zu versöhnen, den Frieden zu bringen, die Gesellschaft wie jeden Einzelnen zu retten und das Unthätige der Erde zu verjüngen. Sie ist die Magna Charta der christlichen Weltordnung und von da an ist die Menschheit glücklich, in dem Maße sie aus dem Borne dieser acht Seligkeiten schöpft. Der erste Satz ist sozusagen der Fundamental-Satz; denn er gibt allen irdischen Dingen, die das Heidenthum so gerne und so sehr überschätzte, ihren wahren Werth und ihre wirkliche Bestimmung wieder.

„Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich!“—

Wie lachten die stolzen Schriftgelehrten, Phariseer und Alltags-Menschen, als sie Kunde von dieser neuen Lehre erhielten. Aber bald kam die Zeit, da der jüdische Stolz, der sich ihr nicht beugen mochte, unter den Trümmerhaufen Jerualem's für immer begraben ward!

„Selig sind die Armen im Geiste“! wie höhnten die übermüthigen Römer, als sie zuerst diese Predigt der Armuth vernahmen. Doch, der hoffärtige Wahn des Heidenthums ging mit den verworfenen Imperatoren zu Grabe!

„Selig sind die Armen im Geiste“, wie witzelten die leichtlebigen Söhne und Töchter Voltaire's über diese mittelalterliche Thorheit, bis den Unglücklichen unter dem Fallbeil der Guillotine die Augen aufgingen.

Und wie steht es heute, zu Ende des 19. Jahrhunderts, um die Befolgung dieser Lehre? Hören wir, was der katholische Gelehrte Carl Perin darüber sagt:

Unter den Begierden, die unsere Zeit bewegen, ist vielleicht keine mächtiger und allgemeiner, als die Begierde nach Reichtum; feste Bande haben alle übrigen schlechten Triebe und alle jene ungeordneten sündhaften Neigungen, die seit einem Jahrhundert unsere Gesellschaft beunruhigten, erschüttern, erniedrigen, mit ihr in nahen Zusammenhang gebracht.

Politische und sociale Ursachen haben zu ihrer Geburt mitgewirkt, und haben ohne Aufhören ihr Leben unterhalten und ihr Wachsthum gefördert.

Eine demokratische Bewegung, über welche man sich nie genugjam Rechenenschaft gab, hat sich seit Langem bemüht, alles von seiner Höhe niederzustürzen, was sich über die gewöhnliche Fläche emporhebt. Es gab jedoch einen Vorrang, der inmitten der Sucht, immer den einen Menschen durchweg gleichzustellen, allen Anstrengungen Trost bot; es war die Macht des Reichtums, und sie widerstand, weil ihr Charakter materiell und wesentlich positiv ist. Unvermögend, den Reichtum vom Throne zu stürzen, ist der demokratische Hochmuth bestrebt, sich selbst auf denselben emporzuheben, und daher jenes peinliche Jagen nach Glücksgütern, dem sich auch die Demokraten mit der unauslöschlichen Gesinnung einer ganz aristokratischen Eitelkeit hingaben. Jedermann will heutzutage reich sein, weil nach dem Zustande unserer abebnenden Gesellschaft im Reichtum die einzige unbestrittene Auszeichnung und der einzige Alerwärts mächtige Einfluß liegt.

Also „Reich Werden“ ist die Devise unserer Zeit; die Seligkeit der Armen im Geiste ist auch in unseren Tagen der Menschheit eitel Spott.

Kein Wunder, daß die Weltordnung aufgehört hat, eine christliche zu sein und kaum noch eine sittliche genannt werden kann. Der unbändige Durst nach Geld und Macht, die wüste, materielle Strömung im geistigen Leben der Gesellschaft haben es dahingebracht, daß wir jetzt so viel vom Haß der Klassen, vom Kampf um's Dasein, vom gesellschaftlichen Krieg, von der unheilvollen socialen Frage lesen und hören. Das Volk leidet trotz alles Reichtums wieder an großer Massen-Armuth. Die Ideen haben sich mit den Gefühlen verschlechtert und die Interessen haben wieder die Lehre der Liebe überwuchert und erstickt. Weil sie entchristlicht ist, wurde die Welt wieder elend und krank. Sie ruft wieder nach Rettung und Heilung und doch kann ihr solche nur werden durch den einzigen Erlöser und Heiland! Will man ihn auch noch nicht hören, die Zeit kommt doch, da man ihn hören muß!

Man redet zwar heute nicht mehr von Gebildeten und Barbaren, von Freien und Sklaven oder von Patriciern und Plebejern, aber desto mehr von Reich und Arm, von Besitz und Proletariat, von Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Man hat für die altheidnische Gesellschafts-Ordnung moderne Namen erfunden; aber das sociale Uebel ist das gleiche oder wird es mehr und mehr, je tiefer der Staat auf der schiefen Ebene der anti-christlichen Gesinnung, Regierung und Gesetzgebung sinkt. „Denn die immer mehr sich erweiternde Kluft zwischen Besitzenden und Arbeitern, die schwindelhafte Anhäufung des Kapitals in den Händen Weniger, die fortschreitende Verarmung der Klassen, die gährende Unzufriedenheit in immer weiteren Kreisen, das steigende Selbstbewußtsein und die offen zu Tage tretenden Umsturz-Ideen bei einer wohlorganisirten und

unaufhörlich wühlenden social-demokratischen Propaganda: dies und ähnliches sind eben Thatsachen, die allzugrell in die Augen leuchten, als daß irgend Jemand sie in Abrede stellen könnte.“ (Aug, Andelfinger.) Darum sollen doch alle Christen wenigstens den ersten Mahnruf beachten, der zur ersten Stunde vom Felsen Petri her, aus dem Munde des Statthalters Jesu her, des Papstes Leo XIII., ertönt: „Möge doch jeder Berufene handanlegen und zwar ohne allen Verzug (et maturime quidem) damit die Heilung des bereits gewallig angewachsenen Uebels nicht durch Säumniß noch schwieriger werde!“

Ein falscher Alarm wird von so erleuchteter Stelle aus nicht gegeben und wenn wir von Einem annehmen können, daß er die Schäden und Uebel der Zeit kennt, dann ist es doch gewiß unser glorreich regierender Oberste Hirte. Und sein Ruf sollte kein Echo in unseren Herzen wecken?

„Selig sind die Armen im Geiste“, d. h. diejenigen, deren Herz nicht an den Gütern dieser Welt hängt, sei es, daß sie, wirklich arm, ihre Dürftigkeit mit Gottergebenheit und Geduld tragen, oder Jesu zu lieb und nach Seinem Beispiele Hab und Gut freiwillig verlassen, oder „irdische Güter besitzen, als besäßen sie dieselben nicht“ oder sie nur als Mittel zum Guten thun benötigen.

So lautet das Evangelium der Liebe, das vom Berge der Seligkeiten her durch alle Jahrhunderte an das Ohr der fiebernden Neu-Zeit klingt. Möchte man es doch beherzigen!

Zwar möchte man Jesu das Wort in unserem öffentlichen Leben nicht mehr gönnen. Man hat ihn aus den Schulen des Volkes und den Lehrsälen der aufgeklärten Wissenschaft verwiesen, aus Handel und Wandel ist das Princip der christlichen Gerechtigkeit verbannt, unsere menschliche Gesetzgebung will auf das göttliche unwandelbare Gebot nicht mehr bauen und das Evangelium der Liebe hat den Grundsägen und Anschauungen des Manchesterthums Platz

machen müssen. Gibt es ja selbst Christen und gar Katholiken, welche meinen, die Religion gehöre nur in die Kirche und sei ausschließlich Sache der Religiösen. Aber Christus predigte ja von den Aicht Seligkeiten nicht in der Synagoge, sondern unter freiem Himmel, nicht zu seinen Aposteln und Jüngern allein, sondern zum ganzen Volke und von der Höhe des Berges herab, damit er räumlich und zeitlich weithin vonnommen wird. So rief er nach dem heiligen Lucas auch Allen die Worte zu:

„Wenn Jemand mir nachfolgen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz täglich auf sich und folge mir nach.— Wer nicht seinem eigenen Leben abstirbt, der kann mein Jünger nicht sein.— Wer aus Euch nicht allem entsagt, was er besitzt, der kann mein Jünger nicht sein.— Und diese letzten Worte richtet Christus so gut, wie die ersten, an die Menge.“

Sich selbst und seinem eigenen Leben entsagen, sich von den Reichthümern loslösen und sie verachten, dies ist also das Gesetz des Christen. Ueber die Verachtung der Reichthümer hat das Evangelium die bestimmtesten Texte: „Ihr sollt euch auf der Erde keine Schätze sammeln, wo sie der Rost und die Motten verzehren, und wo die Diebe sie ausgraben und stehlen: sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motten fressen und wo die Diebe sie nicht ausgraben noch stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz. . . . Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird sich an den einen halten und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott und dem Mammon (dem Gözen des Reichthums) dienen. Daher sage ich euch: „Kümmert euch nicht für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, womit ihr euch kleiden werdet. Ist denn nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr, als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht und ernten nicht, sammeln nicht in die Scheunen; und doch

ernährt sie euer himmlischer Vater. Seid ihr denn nicht viel mehr, als sie? Wer unter euch kann mit all seiner Sorge seiner Leibeshänge eine Elle zusehen? Und warum kümmert ihr euch um die Kleidung? Betrachtet nur die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und nähen nicht; ich sage euch aber, selbst Salomon in aller seiner Herrlichkeit war nicht gekleidet, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Bekümmert euch also nicht und saget: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem streben die Heiden. Euer Vater weiß es, daß ihr dieses Alles bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; und alles dieses wird euch zu gegeben werden."

Der Christ kann also im Ueberfluß an materiellen Gütern nur eine Sache von unbedeutendem Werthe erblicken; Reichthum hat für uns nur sofern Werth, als er dazu dient, unser Leben zu erhalten, und dieses Leben darf überdies nicht als für sich bestehend genommen, sondern muß durch die Entsjagung zu einem höheren Ziele, welches Gott selbst ist, in Beziehung gebracht werden. Es ist uns nicht gestattet, für den Reichthum an sich selbst ängstliche Unruhe oder eingenommene Liebe zu empfinden, wie die Heiden thun. Der Christ wird die materiellen Güter gebrauchen nicht um der Genüsse willen, welche sie verschaffen, sondern um die Bestimmung zu erfüllen, welche ihm Gott vorgezeichnet hat, und er wird sich hüten, von der üblichen Sorge für den Reichthum, den das moderne Heidenthum unter dem Anschein des Strebens nach allgemeiner Wohlfahrt zu mehrern sucht, sein Herz anstecken zu lassen.

Diese Lossjagung vom Reichthum ist Allen auferlegt, sie ist das Gesetz des christlichen Lebens.

Zu der Befolgung dieses Gesetzes läge

schon zum Theil die Lösung unserer socialen Frage. Zudem ist dem Arbeitgeber als weitere vornehmlichste Pflicht gegeben, in jedem Arbeitnehmer einen Nebenmenschen, einen Mitbruder in Christo zu erkennen. Wieviel wäre für den Frieden der Welt schon gewonnen, wenn man nur dem Gebote der Nächstenliebe Rechnung tragen wollte. Der Arbeiter ist kein Thier, dessen Arbeitskraft ein Markt-Artikel ist, kein Sklave, dem eisernen Willen seines Herrn unterworfen, kein Leibeigener, der Willkür seines Bedrückerers schutzlos überliefert; er ist Mensch, ja mehr, er ist Christ!

In Bezug auf sein geistliches, ewiges oder übernatürliches Wohl hat der Arbeiter das absolut unveräußerliche Recht, sich ein Endziel d. h. sein ewiges Heil sicher zu stellen. Unveräußerlich ist dieses Recht des Arbeiters darum, weil er durch eine doppelte, schwere und unabweisbare Pflicht der Gerechtigkeit und der Selbstliebe gebunden ist, nach seinem jenseitigen, ewigen Endziele zu streben: durch eine unabweisbare Pflicht der Gerechtigkeit, weil Gott ein absolutes Recht hat, dem Menschen ein Endziel zu bestimmen, und durch eine unabweisliche Pflicht der Selbstliebe, weil diese jeden Menschen, also auch den Arbeiter, verpflichtet, sich selbst wahrhaft Gutes zu wollen und sich vor allen wahren Uebeln zu schützen. Würde aber der Arbeiter auf sein Endziel verzichten, so würde er sich dadurch des allein wahren, des höchsten Gutes berauben und sich zugleich mit dem Verlust Gottes in das höchste, ja in ein ewiges Unglück stürzen.

Hat demnach der Arbeiter ein in doppeltem Sinne unveräußerliches Recht auf die Erreichung seines Endzieles, so folgt daraus unmittelbar, daß der christliche Arbeitgeber also auch die Pflicht hat, dieses unveräußerliche Recht des Arbeiters oder der Arbeiterin hoch und heilig zu halten, und daß er also niemals und unter keinen Umständen je das Recht hat, seinen Untergebenen die thatfächliche Erreichung ihres letzten Zieles auf was immer für eine Weise, sei es p h y =

sich —, sei es moralisch, unmöglich zu machen.

Dies ist des Arbeiters Stand und Recht im Rahmen der christlichen Gesellschafts-Ordnung. Der Arbeitgeber schuldet ihm 1) Pflichten, welche sein geistliches und ewiges Heil gewährleisten, 2) Pflichten, welche dessen leibliches und zeitliches Wohl sichern. Der Reiche, dem es Habsucht, Genußsucht und Hoffart nicht gestatten, die Lage eines Armen zu bessern oder menschenwürdig zu gestalten, kennt sicherlich nicht die Seligkeit der Armuth im Geiste und steht Christus so feindlich gegenüber, wie der Haß der Liebe. Und der Arbeitnehmer der sich zur Lehre Bebel's und anderer genießenden Genossen bekennt: „Der Himmel gehört den Späßen!“ nimmt zu Christus genau dieselbe Stellung ein und höhnt ebenso die Lehre von der Seligkeit der Armen im Geiste. So tritt dem herzlosen Praßerthum ein hoffnungsloses Massen-Glend gegenüber und dieser traurigsten Erscheinung der Trennung der menschlichen Gesellschaft kommen wir eben von Tag zu Tag näher. Die Kluft, welche die Klassen trennt, erweitert und vertieft sich immer mehr und der Abgrund erdröhnt schon von dem Grollen des nahenden Dynamit-Ansturzes. Zurück zur christlichen Lehre! Bekennen wir uns zum staatsökonomischen Gedanken, den die heilige Schrift schon in den Worten ausspricht: *Mendicitatem et divitias ne dederis mihi, tribue tantum victui meo necessaria.*

Weder der immense Reichtum in den Händen Weniger, noch das sociale Glend in breiten Volksschichten sind der Kirche genehm. Ihr Ideal ist der Wohlstand des Volkes en masse. Ein gemäßigter Wohlstand für möglichst Alle ist das Ziel der weisen Staats-Oekonomie. Nicht angehäufter Besitzstand bildet für den Staatsschatz die große Einnahmequelle, — die Masse aller kleinen Steuern, die von einer, im Allgemeinen wohlhabigen Bevölkerung gezahlt werden, bildet für den Staats-Haushalt die ausgiebigste Hilfsquelle und aus dem Mittelbesitz der großen Menge ersteht der

Reichtum des Staates.—Leider scheinen die modernen Gesetzgeber die Wahrheit dieser Thatsache nicht erkennen zu wollen!

Der Mittelbesitz öffnet alle Herzen, wenn er christlich ist, und macht die Demuth und die Liebe leichter.

Je mehr der Reiche seine Pflichten und Interessen im Lichte der christlichen Lehre betrachtet, um so mehr wird er sich von seinen Reichtümern lossagen und mit ganzem Herzen dem Mittelbesitz zuneigen, der einzigen Vollkommenheit, die nach dem Lauf der Dinge für ein ganzes Volk auf dem Gebiet der materiellen Ordnung erreichbar ist. Während aber der Reiche, die Sklaverei des Reichthums fliehend, in einem demüthigen und bescheidenen Leben die wahre Größe und die wahre Unabhängigkeit sucht, wird der Arme in den entgegengesetzten Schichten der Gesellschaft darauf bedacht sein, durch eine entgegengesetzte Bewegung die Sklaverei des Glendes überwindend sich ebenfalls Freiheit und Würde des Mittelstandes eigen zu machen. Und auch hierin bethätigt sich nur der Gehorsam gegen den Geist des Christenthums; denn dieser Geist flößt dem Dürftigen Liebe zur Arbeit und jene Tugenden ein, durch welche für die gute Verwendung des Errungenen ein Unterpand geboten ist; in jenen Volksklassen aber, die durch ihren Reichtum eine höhere Stellung einnehmen, weckt er Mitleid, daß sie Hand zur brüderlicher Hilfe dem Glend entgegenreichen. Der Mittelbesitz wird also in christlichen Gesellschaften der Punkt sein, dem alles zuströmt, und gleichsam die Ase, um die sich alles dreht.

Dieser Art ist der Geist der christlichen Weltordnung und mit diesem Geiste kann nur die katholische Kirche die Menschheit beleben und erfüllen. Er ist der Geist des christlichen Lebens selbst; er ist der Geist, welcher das Grundelement in der Gesittung der christlichen Völker ausmacht, und wie die Freiheit, seine Wurzel hat im Gehorsam gegen das Gesetz der Entfagung. „Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.“

Tahko, der junge Indianer-Missionär.

Eine Erzählung für die Jugend.

1. Heimkehr und Enttäuschung.



Es war am 15. August des Jahres 1868, am Feste Mariä Himmelfahrt, als die dreimaßige Barke St. Michael, welche dem russischen Walfischfänger Dronzow gehörte, nach zweijähriger Abwesenheit wieder einlief in den Hafen des Norton-Golfes, hoch oben im Nordwesten von Amerika. Alle Masten des Schiffes waren mit farbigen Wimpeln besetzt und groß war die Freude unter den Matrosen, als sie die Küste mit der kleinen Festung und rings um dieselbe ihre Hütten und Häuser wieder erblickten; denn schon hatten sie die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wieder zu sehen. Vor zwei Jahren, als sie zum Walfischfang ausgefahren waren, geriethen sie zwischen große schwinnende Eiszfelder des Polarmeeres. Dort mußten sie mitten im Eise überwintern und erst im darauffolgenden Sommer gelang es ihnen, ihr Schiff von den Eismassen zu befreien und das offene Meer zu gewinnen. Jetzt kehrten sie wohlbehalten und mit reicher Ausbeute an Walfischthran und selbst an Elfenbein, das sie im sibirischen Eise gefunden, nach dem Fort St. Michael in den Golf von Norton zurück. Aber wie sehr waren sie erstaunt, als sie auf der Thurmspitze der kleinen Festung nicht mehr die russische Fahne, sondern das amerikanische Sternenbanner wehen sahen. Verwundert blickten sich die heimkehrenden Walfischfänger an, indem sie sich gegenseitig fragten, was denn während ihrer Abwesenheit in der Ansiedlung geschehen sei.

Unter der Mannschaft des Walfisch-Bootes war auch ein dunkelbrauner Indianerknabe von 16 Jahren, der durch laute Freudenrufe und Sprünge seinen Jubel bekundete über den Anblick der heimatlichen Küste. Da er nun die andern Matrosen

plötzlich so ernst und still werden sah, rief er ihnen zu: „Zwan! Feodor! Paul! Warum lachtet ihr nicht mehr?“—Bedeutlich schüttelten die Gefragten die Köpfe, indem sie unverwandt nach dem Ufer blickten. Der Kapitän des Schiffes aber, Michael Dronzow, ein freundlicher Russe mit großem Bart, legte dem noch immer jugendlichen und tanzenden Knaben die Hand auf die Schulter und sagte: „Tahko, mein Sohn, ich fürchte, daß die Amerikaner dein Heimathland gekauft oder weggenommen haben, und daß wir uns jetzt trennen müssen“. „Wie!“ rief der Indianerknabe erschrocken, „uns trennen! Wohin willst du denn gehen?“—„Wenn die Amerikaner das Land Alaska gekauft haben,“ erwiderte der Kapitän, „dann gehe ich nach Rußland zurück“

Unterdessen lief das Schiff in den kleinen Seehafen ein, das Boot wurde in's Meer hinabgelassen und der Kapitän mit einem Theil der Matrosen und dem Indianerknaben Tahko fuhren an's Ufer. Dort wurden sie von einer großen Menschenmenge empfangen, welche die Ankömmlinge neugierig betrachtete. Plötzlich riefen einige Stimmen: „Das ist ja Dronzow! das ist das Schiff St. Michael, das wir verloren glaubten! Gottlob, sie sind gerettet!“—Der Kapitän Dronzow aber rief: „Ja wir sind gerettet; aber was ist hier geschehen?“—Da trat der neue amerikanische Befehlshaber der Festung auf ihn zu, grüßte ihn und theilte ihm mit, die Amerikaner hätten das Land gekauft, und die meisten Russen hätten diese Ansiedlung verlassen und seien nach Rußland zurückgekehrt.

Während dieser Unterredung hatte Niemand auf den Indianerknaben Tahko geachtet. Dieser hatte, da er aus dem Boot an's Ufer sprang, schnell mit seinen dunklen Augen die Menschenmenge durchlaufen, als suche er Jemand. Als er aber Diejeni-

gen nicht fand, die ersuchte, rannte er schnell wie ein Reh durch die Straße an's andere Ende des Dorfes zu einer Hütte aus Baumrinde, die er wohl kannte. Als er nun in die Nähe der Hütte kam, sah er auf den ersten Blick, daß sie verlassen war; denn kein Rauch stieg aus dem zerrissenen Dach empor, die Thüre aus Brettern lag am Boden und kein Hund begrüßte ihn mit freudigem Bellen. Starr vor Ueberraschung stand der arme Knabe vor der leeren Hütte seiner Eltern; dann sprang er athemlos vor Angst und Trauer hinein und rief laut: „Tafolag! Talahna! Mein Vater, meine Mutter!“ Als er keine Antwort erhielt und Alles ringsum still blieb, warf sich der Knabe in wildem Schmerz zu Boden und weinte laut. Nun kamen einige Indianer aus den nächsten Hütten herbei und einer fragte ihn: „Knabe, warum fließen so bittere Tropfen aus deinen Augen, und warum beugst du dein Haupt zur Erde wie das verwundete Reh?“ Auf diese Frage erhob sich der Knabe und sagte: „Wo ist Tafolag, mein Vater, und Talahna meine Mutter?“—„Wie!“ riefen die Indianer, „ist Tafolag dein Vater? So bist du Tahko? Ja, ja, er ist's! Er ist zurückgekehrt aus dem Meer. Irmer Tahko! Dein Vater und deine Mutter sind schon lange der Sonne, dem Auge des Tages, entgegengefahren mit ihren Schlitten.“—„Wie lange ist es schon, daß ihre Hunde den Schlitten fortgezogen?“ fragte Tahko seine Stammesgenossen.—„Schon zwölfmal hat sich seither der Mond, das Auge der Nacht, geöffnet und geschlossen“ (d. h. zwölfmal hat Vollmond und Neumond gewechselt).—„Und wohin sind sie gezogen?“ fragte abermals der Knabe.—„Das haben sie uns nicht gesagt; dort hinter jenen Hügeln sind ihre Schlitten vor unsern Augen versunken.“ Tahko senkte stumm das Haupt und schien zu überlegen; dann hob er plötzlich wieder die Augen, blickte sich umher, ob kein weißes Bläßgesicht in der Nähe sei und fragte dann: „Warum hat mein Vater diese Hütte verlassen, die er doch liebte und

erst vor dreimal zwölf Monden erbaut hat?“ Da sprach ein alter weißhaariger Indianer: „Als die neuen Bläßgesichter mit ihren rauchenden Schiffen vor euren Jahre hierher kamen, ward dein Vater Tafolag aus dem Wigwam der „großen Wärtle“ (der Russen) fortgeschickt, und die „großen Wärtle“ zogen wieder fort über das Meer. Wir aber können die Sprache der neuen Bläßgesichter nicht verstehen, und da werden sie oft zornig und treiben uns aus ihrem Wigwam. Das verdroß deinen Vater, der stolz ist wie der graue König der Berge (der graue Wär), und da er dich todt und verloren glaubte im Eisfeld des Nordgeistes, so zog er mit deiner Mutter Talahna, die scheu wie das Schneehuhn die neuen Bläßgesichter fürchtete, hinweg.“ Bei diesen Worten und der Erinnerung an Vater und Mutter entströmten wieder Thränen den Augen des verlassen Knaben; er wandte sich hinweg, setzte sich in die dunkelste Ecke der Hütte und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken.

Das war die erste große Enttäuschung im Leben dieses Knaben. Vor vier Jahren war sein Vater mit ihm und der Mutter aus dem ernen Osten von den unfruchtbaren Ufern des Znana-Flusses hierher an die Meeresküste gezogen. Denn während Hunger und Krankheit ihr Indianerdorf mit Leichen erfüllte, drang die Kunde zu ihnen, fern im Westen schenkten die Bläßgesichter mit „großen Wärteln“ den Indianern für Pelze und Hirschgeweihe reichliche Nahrung. Da hatten sich zehn Familien der „schielenden Indianer“ aufgemacht und waren von den Ausläufern des Felsengebirges den Zuckerguß hinab viele Monate weit gereist bis zur russischen Ansiedelung St. Michael am Norton-Golf. Dort tauschten sie ihre Felle mit Vortheil gegen Mehl und Fleisch ein, ließen sich nieder und dienten den Russen um's tägliche Brod.

Auch Tahko, der erst zwölfjährige und einzige Sohn Tafolags, wußte sich schon nützlich zu machen. Er diente dem Kapitän Dronzow, schlug Holz für ihn in den Wäl-

den und führte es auf seinem Schlitten herbei. Dronzow fand Wohlgefallen an dem geweckten Knaben, und als er vor zwei Jahren zum Walfischfang in die Behringstraße und in's Polarmeer überseele, nahm er ihn mit. Er versprach seinen Eltern, er wolle Tschko behüten wie seinen eigenen Sohn und wolle ihn zu einem geschickten Walfischfänger und Robbenjäger machen. So ließen die Eltern den Knaben mit Dronzow fahren. Aber als er zwei Jahre lang nicht wiederkehrte, glaubten sie, er sei todt, und zogen betrübt in ihre alte Heimath am Inana-Fluß zurück. Da saß nun Tschko allein unter den fremden Menschen und blickte traurig auf seine zerstörten Hoffnungen. O wie oft und wie sehr hatte er sich auf seiner langen Irrfahrt im Eise gefreut, seinen Vater und seine Mutter wiederzusehen; wie aufmerksam hatte er auf hoher See nach dem Walfisch gespäht! Oft hatte sein scharfes Indianerauge in der Ferne einen Walfisch entdeckt, den die anderen Matrosen unbenutzt hätten entweichen lassen; und jedesmal gab Dronzow dem Knaben für seine Entdeckung einen Antheil an der Jagdbeute. Oftmals während der Fahrt betrachtete Tschko mit glänzenden Blicken die drei großen Fässer mit Fisch und Thran gefüllt, die er schon für sich verdient hatte, und freute sich, seinen Eltern ein Geschenk damit zu machen. Jetzt war Alles dahin. Seine Eltern waren verschwunden und er wußte nicht wohin; seinen kleinen erworbenen Schatz konnten sie nicht genießen, und darum hatte er auch keine Freude mehr daran; und was sollte er jetzt so allein und verlassen beginnen? Eine Zeitlang blieb er still sitzen, in trauriges Nachsinnen versunken. Mitleidig betrachteten ihn die Indianer. Endlich fragte der weißhaarige Alte: „Tschko, was willst du jetzt thun?“ — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Knabe, „ich muß heute Nacht den großen Geist fragen.“ — „Du hast gut gesprochen, mein Sohn,“ fiel der Alte ein und wandte sich dann an die Umstehenden: „Kommet, laßt ihn allein; Tsch-

ko hat ein kluges Herz, er wird das Rechte finden.“

2. Ein großer Entschluß.

Schlaflos verbrachte Tschko die langen Stunden dieser Nacht, indem er an seine Eltern dachte und nachsann, wie er es angreifen sollte, um sie wiederzufinden. Bald flossen Thränen über seine Wangen; bald rief er mit halblauter Stimme: Vater! Mutter! Bald hob er Augen und Hände zu der Deckung des Daches empor, durch welche der sternhelle Himmel hereinklickte, und betete zum großen Vater droben. Als endlich der Tag im Osten anbrach, und die Glocke in der Festung die Weißen und Indianer zur Arbeit und zum Fischfang rief, sprang Tschko auf. Sein Entschluß war gefaßt: er wollte sich selbst auf den Weg machen und seine Eltern suchen. Bevor er aber die Hütte verließ, kniete er auf den Boden, hob die Hände und betete, wie Vater Dronzow, der russische Kapitän, ihn gelehrt hatte: „Unser Vater, im Himmel drinnen wohnend, wache über mich; wende ab von mir, was böse ist, und hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!“ Dann eilte er dem Hafen zu, um Dronzow zu suchen. Als er zum Ufer des Meeres kam, stand der Kapitän mit seinen Matrosen schon da und war beschäftigt, Kisten und Fässer auszuladen. Erfreut rief er dem Knaben zu: „Tschko, mein Junge, nimm die drei Fässer, die dir gehören; und dieses vierte Faß, sowie die Kiste mit Elfenbein schenke ich dir auch. Bringe sie deinen Eltern und grüße sie von mir; sie sind doch wohl und gesund?“ Da sagte Tschko die Hand des Kapitäns und sagte mit zitternder Stimme: Vater Dronzow, meine Eltern sind nicht mehr hier.“ — „Wie!“ rief der Kapitän erschrocken; „nicht mehr hier? Sind sie gestorben?“ — „Nein, sie sind in die Heimath der schielenden Indianer zurückgekehrt, weil sie glaubten, ich sei todt, und weil die neuen Blaugesichter ihnen keine freundlichen Augen schenkten.“ — „Komm, mein armer Junge,“ sagte der Kapitän, „das mußt du mir genauer erzählen.“ Dabei

zog er den Knaben mit sich fort und setzte sich mit ihm auf einen Balken, der am Ufer lag. Dort nun theilte Tahko seinem Beschützer alles mit, was er von den Indianern über die Abreise seiner Eltern erfahren hatte. Endlich schloß er seinen Bericht mit den Worten: „Ja, Vater Dronzow, du hast gestern wahr gesprochen: wir müssen uns trennen; denn ich muß meinen Vater und meine Mutter suchen.“ — „Ei, mein Junge,“ sagte der alte gutmüthige Russe, „so war das nicht gemeint. Jetzt, wo du deine Eltern verloren hast, bleibe bei mir: ich will dein Vater sein, und so lang du bei mir bist, soll es Dir an Nichts fehlen.“ — „Vater Dronzow,“ sagte Tahko mit einem vorwurfsvollen Blick, „du hast mir selbst gesagt, ich solle meinen Vater und meine Mutter ehren, und immer bei ihnen bleiben und für sie sorgen; und auch wenn sie alt und schwach werden, solle ich sie nicht verlassen, wie die Küstler-Indianer es thun; dann werde der große Vater im Himmel mich lieben und glücklich machen. Du siehst, ich muß meinen Vater suchen.“ Gerührt blickte der alte Seemann den Knaben an; dann sagte er: „Du hast recht, Tahko, und Gott wird dir helfen.“ — „Ja, das weiß ich,“ sagte Tahko, „denn ich habe dem großen Vater heute Nacht versprochen, wenn er mir hilft, so will ich meinen Eltern auch vom Sohn des Vaters, von Jesus erzählen, damit sie ihn auch anbeten und sich mit dem heiligen Wasser reinigen lassen und in den Himmel kommen. Denn mein Vater und meine Mutter wissen noch nichts von ihm, und deshalb will ich sie suchen.“ — „Aber wie willst du denn deine Eltern finden,“ warf Dronzow ein, „da du nicht weißt, wo sie sind?“ — „Vater Dronzow, ich glaube, ich werde sie am Inana-Fluß finden; dort ist die Heimath der schielenden Indianer und unsere alte Hütte.“ — „Mein Gott!“ rief der Kapitän, „das ist weit, sehr weit; da mußt du viele Monate lang reisen.“ — „Ich weiß es“ sagte Tahko, „aber ich bin stark geworden.“ — „So warte lieber,“ sprach der Kapitän, bis die Pelzhändler

den Inkon-Fluß hinaufreisen, dann kannst du sie begleiten.“ — „Nein, Vater Dronzow,“ erwiderte Tahko, „die Pelzhändler suchen nur Pelze; ich aber suche meinen Vater. Wenn die Kaufleute genug Pelze gefunden haben, werden sie umkehren und mich zwingen, ihre Pelze auf meinem Schlitten zu führen. Ich gehe allein.“ — „Ei, ei!“ sagte der Kapitän kopfschüttelnd, „das ist eine gefährliche Reise; ich fürchte für dein Leben.“ — „Vater Dronzow,“ erwiderte Tahko, „du hast mir erzählt, der große Vater im Himmel habe dem jungen Tobia einen Geist mit glänzenden Flügeln geschickt; der hat ihm den Weg gezeigt, hat ihn vor dem Wal Fisch gerettet und hat den schwarzen Geist verjagt. Der große Vater wird auch mir einen Geist mit glänzenden Flügeln schicken; aber“ — hier stockte Tahko und blickte den Kapitän fragend und bit tend an. Dieser bemerkte es und sagte ermunternd: „Nun, rede nur.“ Da fuhr Tahko fort: „Ich habe keinen Schlitten und keine Hunde, um meinen Vater zu suchen; wirst du sie mir kaufen?“ — „Ja, mein lieber Junge,“ sagte Dronzow, „das will ich, und zwar den besten Schlitten, den ich finde, und neun Hunde sollst du haben.“ Mit diesen Worten erhob sich Dronzow und ging von Tahko begleitet in das nahe Indianer-Dorf, wo Hunde und Schlitten in Menge waren. Tahko untersuchte sorgfältig Schlitten und Ledergeschirr der Hunde, und bald war der Kauf geschlossen. Dann fuhr Tahko mit seinem Fuhrwerk zur verlassenen Hütte seiner Eltern, sperrte dort Hunde und Schlitten ein, während er selbst mit Dronzow auf das Schiff ging, um dort Gewehre und Patronen, Messer, Beile, Sägen, Feilen, Hämmer, Nägel und andere Geräthe in Empfang zu nehmen, welches für die Indianer Schätze sind, kostbarer als Gold und Edelsteine, weil es in ihrem Lande gar kein Eisen noch Kupfer gibt. Dronzow ließ ihm auch eine doppelte Pelzkleidung machen, wie die Indianer sie tragen und wie sie von den Frauen der Indianer, die im Nähen sehr geschickt sind, selbst verfertigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

* * * Inhalts-Verzeichniß. * * *

| | |
|---|---------|
| „Unsere liebe Frau vom Berge Karmel.“ Gedicht von Wilhelm Keilmann..... | Seite 1 |
| Aus dem Blumen-Garten vom Berge Karmel, von Very Rev. H. Z. Kreidt, O. C. C. | " 2 |
| Unser bestes Erbgut, unsere Muttersprache | " 5 |
| St. Theresia und das moderne Weib, von Rev. Dr. Heiter..... | " 10 |
| Amerika's Berg Karmel..... | " 13 |
| Allerlei..... | " 15 |
| Ein Gedenkblatt zur Canisius-Feier, von Rev. Otto Braunsberger, S. J..... | " 17 |
| Die treue Gattin, eine Erzählung..... | " 23 |
| Die Skapulier-Bruderschaft der seligst. Jungfrau Maria vom Berge Karmel..... | " 25 |
| Bilder als Prediger..... | " 28 |
| Editorielles..... | " 32 |
| Das Miserere von Allegri..... | " 37 |
| Die Herzogin von Sandoval..... | " 40 |
| Die Rosenkranz-Königin..... | " 41 |
| Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. (Eine Rosenkranz-Geschichte.)..... | " 41 |
| Die Aufgabe der contemplativen Orden, von Rev. P. N. Mayer, O. C. C..... | " 45 |
| Eine Fahrt nach Alaska, von Dr. Gustav Brühl..... | " 49 |
| Gruß von Jesus..... | " 56 |
| Tahko, der junge India ner-Missionar. Eine Erzählung für die Jugend..... | " 61 |

Ein neuer katholischer Roman.

In der nächsten Nummer dieser Monatschrift beginnen wir mit der Publikation eines durch und durch katholischen Romans, der eine ebenso unterhaltende und spannende wie belehrende und erbauliche Lektüre bietet. Er wurde speziell für die „Rundschau vom Berge Karmel“ geschrieben, entstammt der Feder eines ebenso gelehrten wie poetisch-begabten geistlichen Autors und wird sicherlich den lebhaftesten Beifall unserer Leser finden.

The Carmelite

A MONTHLY CATHOLIC JOURNAL
DEVOTED TO "OUR BLESSED
LADY OF MOUNT CARMEL."

Review.

  PUBLISHED BY THE  

CARMELITE FATHERS

of North America with the Highest Ecclesiastical
Approbation.

SUBSCRIPTION PRICE, ONE DOLLAR PER YEAR.

PAYABLE IN ADVANCE.

Address all literary contributions and letters intended for the editor to

CARMELITE FATHERS, FALLS VIEW, ONT.

Please register all letters containing money.

Money orders must be made payable at Niagara Falls, Ont., as we have no money order office at Falls View.

In addressing this office on any matter, or making remittances, always give your street and number as well as post office address.